

DIE FACKEL

Nr. 341/342

27. JANUAR 1912

XIII. JAHR

Glossen

Von *Karl Kraus*

BEVOR DER HUMOR IN SEINE RECHTE TRAT

was er bei den Humorlosen immer tut, ist es laut Programm sehr weihevoll im Künstlerhaus zum Silvester zugegangen. Denn der Silvester, also wie das ist, wenn ein Jahr auf das andere folgt, nämlich das junge auf das alte, ist ein Problem, das echte Künstlernaturen noch immer bewegt, so daß sie nicht anders können, sondern müssen. Da tritt dann plötzlich — der Humor war eigentlich schon früher in seine Rechte getreten — eine bange Pause ein, man hört das Herz der Zeit klopfen, und der Vorstand Ritter v. Weyr, der Schöpfer der »Macht zur See«, jenes monumentalen Werkes, durch das man direkt vis-à-vis dem Kohlmarkt an das Walten der Elemente erinnert wird, indem daß nicht nur ein empörter Hilfsämterdirektor den Dreizack schwingt, sondern auch der obstinate Amtsdienner Wotruba den Akt nicht holen will, also er erhebt sich und hält eine ebenso hinreißende wie formvollendete Neujahrsrede. Er spricht vom Jubeljahr der Künstlergenossenschaft und macht darauf aufmerksam, daß es »in dieser mitternächtigen Stunde zu den Schatten schwindet und uns nur den Abglanz in der Erinnerung zurückläßt«. Schon bei dieser Stelle wird den Künstlern so quisiquasi zumute und ein Aquarellist möchte die Stimmung festhalten und läßt sich zu einem »Prost!« hinreißen. Aber ein »Stilentium!« aus der Runde der feuchtfröhlichen und dennoch die Weihe des Augenblicks erfassenden Gesellen weist ihn zurecht und der Schöpfer der Macht zur See fährt fort: » ... trat die Wiener Seele mit allen Reizen ihrer Unmittelbarkeit an uns heran und schmückte uns zu einem Feste, das unsere bescheidene Absicht weit überbot«. Die Wiener Seele mit allen Reizen ihrer Unmittelbarkeit, die auch an mich herantritt und Fahr'ma sagt, worauf ich jedesmal zum Nordwestbahnhof fahre und von dort nach Berlin, sie »warf ein Kleid uns um die Schultern, wie wir es kostbarer nicht ersinnen konnten«. Es war nämlich — ostentativ gegen Poiret — aus Sympathie und Wohlwollen gewoben«. Ohne Zweifel. Was im Künstlerhaus an den Wänden hängt, hat noch nie vergebens an die Sympathie und an das Wohlwollen der Wiener Seele appelliert. Denn die Bilder, die sie malen, sind fast so schön wie die Bilder, die sie sprechen. »Wie eine Taubenschar«, sagt der Vorstand, »umflatterten die Genien der Freude unser Heim und Blüten über Blüten der freundlichsten Gesinnung überdeckten es bis an den Giebel.« Das Gleichnis stimmt aber insofern doch nicht, als von einer Taubenschar alles eher als Blüten der freundlichsten Gesinnung zu erwarten sind, während wieder nicht von den Genien der Freude der viele Dreck auf die Bilder kommt. Aber spreche einer mit Künstlern, die ihr fuchzigjähriges Jubiläum hinter sich haben! Versuche es einer, ihnen auszureden, daß die Genien unterstützende Mitglieder der Künstlergenossenschaft sind! Der Mai sei so wundervoll gewesen, glaubt der Vorstand, weil ein

Verein jubiliert hat. Der Himmel hat ein Einsehen gehabt, »und es konnte sich niemand wundern, wenn sich der Wunsch auf unsere Lippen drängte: Sonne, stehe still, damit wir diese Freuden voll und ganz genießen können«. Aber die Sonne nahm Abstand, dieses Wunder im Wiental ¹ zu verrichten, sie beeilte sich im Gegenteil unterzugehen, denn es grauste ihr vor jenen Gschnasfesten, wo Künstler ihre Freuden voll und ganz genießen. Trotzdem fürchtet der Vorstand, daß die Künstlergenossenschaft sich »nicht mehr werde überbieten« können, und hofft nur, daß »die Genien unseres Jubeljahres uns ermuntern werden«. Dazu ist es aber unerlässlich, daß man endlich dieser Genien habhaft wird, und es ist einfach ein Skandal, daß das Extrablatt, welches doch so häufig goldene Hochzeiter — Ehre wem Ehre gebührt — abbildet, noch nicht die entsprechenden Genien gebracht hat. Ich möchte zum Beispiel fürs Leben gern einmal den Genius des Herrn Ameseder zu Gesicht bekommen. Auch der des Herrn Veith muß ein sympathischer Genius sein. »Wir wollen«, rief aber der Vorstand, »aus unserer eignen Kraft unser Herz erheben zu immer höheren Zielen, um in dem Kampf der Geister stets unter den Vordersten zu sein«. Was für ein Kampf der Geister? Was gibts da für einen Kampf der Geister, wenn der Bankier Teitelbaum eine Landschaft bestellt, die zum Sofa paßt? Wir wollen also. Und »in dieser Absicht soll uns nichts behindern, selbst wenn wir Unfreundlichkeit auch fernerhin begegnen — wir wollen geizen mit dem Augenblick, den wir damit verlieren würden, sie zu erwidern, und unser Ziel im Auge behalten«. Die Unfreundlichkeit, das bin ich. Aber das bin ich nicht! Tadle ich denn die vielen anderen Genossenschaften, die es gibt und die nicht vom Genius reden? Die auch ihre Berufsinteressen wahrnehmen, auch ihre Ausschußsitzungen und Vergnügungsabende haben, bei besonderen Gelegenheiten gewiß auch in den Phrasen sprechen, die ihnen das preßverjauchte Zeitalter in den Mund gestopft hat, aber doch, weiß Gott, sich nicht zu der Verkündung versteigen: »Gewappnet werden wir die Gaben des entschundenen Jahres wie ein goldenes Vlies bewachen, damit keine Argonauten künftiger Zeiten es uns rauben, aber wir werden auch unsern Blick schärfen, damit wir die Truggestalt der Selbstzufriedenheit erkennen, denn nur die Selbstkritik kann uns den Sinn gewinnen, die Flüstertöne einer werdenden Zeit deutlich zu vernehmen.« Die Künstlergenossenschaft soll sich nur nicht darum reißen; denn was sie diesen Flüstertönen entnehmen könnte, wären günstigsten Falles Urteile wie: »Der letzte Kitsch«, »Weg mit den Schinken!«, »Ramt's m'r die Toten weg!«, und was das goldene Vlies anlangt, so ist der Vergleich nur insofern glücklich, als die Argonauten die Vertreter der Kultur sind und die Mitglieder der Künstlergenossenschaft im dunkelsten Kolchis wohnen, wenn anders sie nicht das goldene Vlies mit der goldenen Salvatormedaille, verwechseln. Mit dieser Auffassung in Widerspruch steht aber die Versicherung des Vorstands, daß »die Welt immer offener und freier wird, immer inniger durchdringen sich die Geisteswerte verschiedenster Kulturen, die einander befruchten und immer neue Erkenntnisse gebären. Sie zu ignorieren wäre Selbstvernichtung, doch sie im Keime zu erlauschen, sichert uns die Zukunft. Wir wollen diese Schätze heben, um durch sie das Inventar des geistigen Besizes unseres Volkes zu vermehren ²«. So ungefähr, nur etwas weniger geschwollen, haben eigentlich die Argonauten gesprochen, die Vereinsmeier aber verstehen unter der Welt die »Alte Welt« und Kolchis ist ihre »Grüne Insel« und in der Schlaraffia läßt sich wohl leben und was fangen sie mit dem

1 Jos. 10.12

2 So ähnlich spricht das heute (Sommer 2015) in Deutschland regierende Lumpenpack, wenn es uns die »Bereicherung« unserer Kultur und den »Gewinn« für unser Land durch Millionen moslemische Eindringlinge verspricht.

angebrochenen Abend an? Sie wollen »wehrhaft auf den Zinnen stehen«. Auf was für Zinnen? Wo wird schon wieder gekämpft? Daß doch immer die, die nicht malen oder nicht schreiben können, im letzten Moment glauben, kämpfen zu müssen. Sie wollen sich offenbar nicht wehrlos ergeben, wenn andere kommen, die nur malen oder schreiben können. Wer nicht begabt ist, muß gewappnet sein. Sie können nichts; aber man soll nicht sagen, daß sie nicht Mann für Mann dafür eingestanden sind! Da sei Gott vor. Und der Vorstand »schloß mit einer begeisterten Apostrophe an den Lenker der Geschicke, den rechten Weg stets erkennen zu lassen, damit unsere Epigonen dereinst in gleicher Verehrung auf uns blicken, wie wir auf die, die uns vorangegangen«. Da scheint sich eine angenehme Generation herauszuwachsen. Es wird Kasparides—Epigonen geben und mir wern nimmer leben. Was aber die begeisterte Apostrophe an den Lenker der Geschicke der Künstlergenossenschaft betrifft, so wird es immer klarer, daß nicht Gott, sondern geradezu der Truchseß Dobner von Dobenau gemeint sein muß ... Und schon lese ich den Namen. Hier aber geht die Weihe endlich in den Humor über, der bereits ungeduldig trampelt, um in seine Rechte zu treten. »Die tiefe Bewegung, in welche die Versammlung durch die Rede Weyrs versetzt worden war, ebte nur langsam ab; sie brauchte einige Zeit, bis sie wieder der Silvesterulkstimmung wich, die den Abend über herrschte.« Das alte Jahr war zu den Schatten geschwunden, da kam der Humorist Grünbaum mit neuen Nummern und ließ die Flüstertöne einer werdenden Zeit deutlich und mit ganz bestimmtem Tonfall vernehmen. Aber dann »lief das Hauptstück des Abends, durchaus Eigenbau der Genossenschaft vom Stapel«. Aha, das Schiff der Argonauten, Macht zur See, Ebbe, Kultur, Kampf der Geister? Ja, beim Bäckern! Was viel Schöneres. »Maler Koch, Bildhauer v. Lewandowski und Architekt Seidl (von den Malern Nowak, Ranzoni und Architekt Theiß bis zur Täuschung kopiert), führten tiefsinnige Silvestergespräche, warfen das verhutzelte alte Jahr (Maler Lang) zur Tür hinaus und begrüßten mit Jubel das berückend schöne neue Jahr (Bildhauer Fänner in verführerischem Kostüm).« Halt! Der saß früher einmal auf einem Einspannerpferd! Warum diesmal nicht? Und was soll das Ganze? »Das junge Jahr 1912 enthüllt ihnen den Ausblick auf den — Mäzen.« (Die Vertreter der Presse machen einen schelmischen Gedankenstrich.) »Die Büste mit den goldbeschwerten mehreren Händepaaren ähnelte frappant Herrn v. Dobner.« Was hab' ich gesagt? Nun aber kam der Clou: »als Ranzoni an Lewandowski in dessen eigener Stimme und Redeweise eine Ansprache hielt, deren köstliche Pointe stürmische Heiterkeit weckte.« ... Ein jüngerer Kunsthistoriker, dem ich den Fall vorlegte, meinte, daß es eine symbolische Handlung sei: im neuen Jahr werden die Maler der Künstlergenossenschaft voneinander nicht zu unterscheiden sein und der eine wird den andern mit der Stimme des andern bitten, mit dem Pinsel des einen zu malen; und der Lenker der Geschicke werde es zufrieden sein; es solle ein Hauptgaudium werden. Ich aber meinte, warum man dann das alte Jahr überhaupt hinausgeworfen habe. So schön wie das neue sei es doch auch und bei fünfzig komme es nicht mehr darauf an. Während ich so sprach, trat der Humor in seine Rechte und eine Verwirrung in der Kausalität ein. Ich hörte den Lewandowski sprechen und es war der Ranzoni, einer erhob sein Glas und begehrte auf den Busen der Wienerin anzustoßen, weil darin das Schöne und das Gute jederzeit wallt, die Wiener Seele trat mit allen Reizen ihrer Unmittelbarkeit an einen Christusbart heran und man vernahm die Flüstertöne: »Gehns weg Sie Schlimmer!«, die Genien der Freude bekamen die Seekrankheit, ein Truchseß blickte zum goldenen Vlies empor, die Sonne stand still, und eine Taubenschar ließ sich auf einem Schlapphut nieder.

* * *

MORGEN JÄHRT SICH

zum hundertstenmal der Geburtstag Eduard van der Nülls, des Erbauers unseres Opernhauses und unstreitig eines der bedeutendsten Architekten, die im neunzehnten Jahrhundert zum Ruhme österreichischer Kunst gelebt und gewirkt haben ... Das künstlerische Schaffen van der Nülls war mancherlei Anfechtung ausgesetzt ... Niemals wurde aber das schöpferische Talent, wie es sich in van der Nülls Bauten dokumentiert, angefochten, und nichts ist wohl lächerlicher, als wenn sich manche Talentlosigkeit unserer Tage bloß aus dem Grunde in eine Parallele mit dem großen Baukünstler zu stellen wagt, weil man ihrer Bocksprünge spottet. Mit dem bekannten Vers:

Der Siccardsburg und der van der Nüll,
Die suchen einen neuchen Stil,
Griechisch, gotisch, Renaissance,
Das is den beiden allesans,

war es nicht so böß gemeint, und beide lachten herzlich über das gelungene Scherzwort. Den im Jahre 1868 durch Selbstmord erfolgten Tod van der Nülls brachte man fälschlich in Zusammenhang mit den vielen Gemütsaufregungen, ohne die kein größerer Bau geführt werden kann. Ein Künstler wie van der Nüll fand in sich selbst Befriedigung und die Kraft, sich über Kämpfe und Widerwärtigkeiten emporzuheben. Im selben Jahre noch wurde Siccardsburg von einer akut aufgetretenen Krankheit dahingerafft. Die Stadt Wien hat diesem Künstler— und Freundespaar ihre Dankeschuld noch nicht abgetragen ...

Das schreiben die Seligmänner von heute. Die Seligmänner vor vierzig Jahren haben sich über die Bocksprünge einer Talentlosigkeit lustig gemacht. Die Seligmänner nach vierzig Jahren werden sagen, daß eine Talentlosigkeit, welche Bocksprünge macht, sich nicht in eine Parallele mit dem großen Baukünstler stellen dürfe, dem man 1911 zwar ein bisl Gemütsaufregungen verursacht, aber sonst volle Gerechtigkeit habe widerfahren lassen. Und wenn der Künstler, der immer das Unglück hat, Zeitgenosse der Seligmänner zu sein, und der immer darauf gefaßt sein muß, mit ihnen zwischen Tür und Angel der Unsterblichkeit zu karambolieren, wenn dann so einer doch einmal durch Selbstmord endet, so sagen immer die Seligmänner, die da kommen werden, es sei gar nicht so böß gemeint gewesen, sterbend habe sich der Künstler über ein gelungenes Scherzwort des Wiener, der nicht untergeht, gefreut und überhaupt dürfe man nicht so sein, und das Leben sei erträglich, solange noch auf Renaissance allesans gereimt werden kann. Und die Stadt Wien, die dem Künstler bei Lebzeiten sein Haus und nach vierzig Jahren ihre Dankeschuld abtragen will, ist für die Ewigkeit gebaut. Und der Künstler ist unsterblich mit Nachsicht von vierzig Jahren, die ihm von seinem Leben in Abzug gebracht werden. Und die Seligmänner sind nicht unsterblich, aber sie sterben nicht aus.

* * *

EIN VORSCHLAG

»im Hofburgtheater ist die Repertoirebildung infolge Erkrankung mehrerer Mitglieder auf Schwierigkeiten gestoßen. Nunmehr sind auch die Herren Loewe und Zeska unpäßlich gemeldet. Infolgedessen mußten schon für die morgen und Sonntag stattfindende Aufführung der 'Wallenstein'—Trilogie Umbesetzungen stattfinden. In Wallensteins Lager, spielt Herr Höbling anstatt des Herrn v. Zeska den wallonischen Kürassier, den Oktavio spielt Herr Seydelmann an Stelle des Herrn Heine, den Illo Herr Jenbach an Stelle des Herrn Loewe, den Terzky Herr Prechtler an Stelle des Herrn Zeska ...

Es ist ein Glück, daß die Repertoirebildung auf Schwierigkeiten stößt, und es ist ein Jammer, wenn man sieht, welche Leute jetzt unpäßlich werden. Früher einmal spürte man die Lebenskraft des Burgtheaters, wenn man auf dem Zettel die Liste fand: Unpäßlich: Die Herren Sonnenthal, Lewinsky und Robert, die Damen Gabillon, Hartmann und Mitterwurzer. Man erschrak nur, wenn man erst abends auf der roten Schleife las, daß statt Sonnenthals Herr Zeska spiele. Jetzt werden die Leute unpäßlich, die damals einsprangen. Es stünde also eigentlich besser als damals — wenn nicht wieder andere Leute einspringen, die damals auch nicht der Katarrh eines Großen möglich gemacht hätte. Der Freiherr von Berger aber ist der Meinung, daß die Schottengymnasiasten sich den Wallenstein mit verteilten Rollen doch nicht so zu Gemüte führen könnten, wie es ihnen mit Hilfe jener Schauspieler geschieht, die er engagiert hat, weil sie früher am Schottengymnasium gewirkt haben. Darin irrt er. Die Schottengymnasiasten treffens besser, wenn sie unter sich bleiben. Für das Burgtheater gäbe es nur eine Rettung. Ich sage nicht, daß es gesperrt werden soll. Aber ich behaupte, daß die Budapester Orpheumgesellschaft Musterleistungen bietet, welche in der Wiener Schandpresse nicht kritisch besprochen werden dürfen, sondern annonciert werden müssen. Es gibt kein Theater in Wien, dessen Leistung — von Girardis Einzigkeit abgesehen — an das wahre Theatervergnügen auch nur heranreicht, das die Herren Eisenbach und Rott gewähren. Von den Chargenkünsten der Unbekannten dieses Ensembles könnte ein Dutzend Reinhardts seinen Regieruhm bestreiten. Die Literatur dieses Theaters steht dort, wo sie Kulturbilder des kleinbürgerlichen Judentums stellt, turmhoch über dem in seiner Unbewußtheit frech auftrumpfenden Judentum der Produktion, welche die anderen Theater füllt, und ist in ihren Ordinärheiten lustiger. Es kann gar nicht bezweifelt werden, daß in der Region der Eisenbach und Rott eben das in Kunst aufgelöst wird, was in der Unmittelbarkeit der Treumann und Kramer die empörende Identität mit dem kommerziellen Leben ausmacht, und daß jene es vermögen, den Geschäftsreisenden so hinzustellen, daß man ihn umarmen möchte, während diese ihn dem Haß der Kundschaft preisgeben. Trotzdem dürfte es kein Wiener Literat wagen, einer Wiener Zeitung hinter dem Rücken der Administration ein Feuilleton oder auch nur eine Notiz über Wiens letzte und lebendigste Schauspielerlei anzubieten: es gehört in die Kulturgeschichte, daß das, was in diese gehört, in den Annoncenteil der Tagespresse kommt. Und es ist möglich, daß vor einem Wiener Bezirksgericht ein Beleidigungsprozeß darüber abgeführt wird, daß Theaterleute ödesten Kalibers den Vergleich mit einem Spiel »wie am Budapester Orpheum« als Schmähung beabsichtigt oder empfunden haben. Im Angesicht der Talentlosigkeit, die sich auf den Wiener Bühnen breitmacht, ist das Anzünden einer Zigarette strengstens untersagt, man kennt die

Verlockung und verschärft deshalb die feuerpolizeilichen Maßregeln. Das Lokal der Orpheumgesellschaft ist rauchig und wenig geräumig. Ich sage nicht, daß das Burgtheater gesperrt werden soll. Aber ein Theater, das ohne Tragöden, ohne Tragödin, ohne Helden, ohne Heroine klassische Vorstellungen her auszubringen versucht, wird am Ende doch zu der Überlegung kommen, welche Konsequenz es aus seiner breiten räumlichen Gelegenheit zu ziehen habe. Gewiß könnte ich zum Beispiel ohneweiters stimmlich das ganze alte Burgtheater ersetzen; ich tue es unter der Direktion Berger nicht. Aber das beste Wiener Ensemble spielt in einem Hotelsaal. Mein Vorschlag ist ganz ernst gemeint. Der Theaterzettel brauchte deshalb nicht jede Erinnerung an die Tradition des Burgtheaters zu verleugnen. Im Gegenteil, ich wäre dafür, daß in diesem Punkte der Pietät weitester Spielraum gelassen wird. Tief unten könnte die Spielunfähigkeit des ganzen heutigen Ensembles vermerkt sein: Gesund die Herren Reimers, Höbling usw.

* * *

DIE ARBEITER—ZEITUNG LÄSST SICH HINREISSEN

»*Dichter und Publikum.* In Wels wurde Schönherr's Dichtung 'Glaube und Heimat' aufgeführt. Das Theater war von protestantischen Bauern aus der Umgebung dicht besetzt. Als der Vorhang zum letztenmal gefallen war, erhoben sich alle und sangen das alte Luthersche Kirchenlied: 'Eine feste Burg ...' Ein Dichter hat den Hall erweckt!«

Aber, aber, wer wird denn! Hat denn ein Wahlkompromiß zwischen Luther und Lassalle Aussichten? Und wenn die Kanzel keine Tribüne sein soll, darf die Bühne Kanzel und Tribüne sein? Und ist es Sache eines Dichters, einen Hall zu erwecken? Ist es nicht eher ein Beweis gegen den Dichter, wenn nachher gesungen wird? Und singen die Bauern nicht, was ein Agitator intoniert? Und schläge Ganghofer nicht auch wie ein Blitz in die Gemüter? Und hat denn »Glaube und Heimat« in Wien versagt, weil die Kommerzialräte nicht »Eine feste Burg« gesungen haben? Ist es ein Beweis für Schiller, wenn die Bauern den Darsteller des Franz Moor nach der Vorstellung prügeln? Hat ein Dichter den Hall erweckt, wenn im Boulevardstück einer ruft: »Es ist die Pflicht der Großbanken, notleidenden Kaufleuten beizustehen!« und aus der Loge eine dicke Dame, im Umfang einer Konkursmasse, antwortet: »Braawo!«? Und überhaupt, was geht Gott die Sozialdemokraten an? Warum begeistert sich die 'Arbeiter—Zeitung', wenn ein Dichter einen ihr fremden Hall erweckt hat? Wann wird sie einmal zu melden haben, daß ihr eigener Hall einen Dichter erweckt habe?

* * *

MAN ÜBERSCHÄTZT DAS

... Nach Mitternacht hielt Vorstand Dr. Krückl die Neujahrsrede ... Er wies auf die Sängerreisen hin, welche der Männergesangverein im abgelaufenen Jahre unternommen hatte und die gewiß zum Frieden beigetragen haben, so nach Budapest und nach Italien. Diese Reisen seien ein Versöhnungswerk gewesen. Die dritte Reise nach Brünn habe bewiesen, daß das deutsche Volk mit dieser versöhnenden Mission des Vereines einverstanden sei ... «

Daß in der Politik Imponderabilien entscheiden, habe ich oft gehört, verstehe es nicht und glaube es. Daß in der Politik die Männergesangsvereine entscheiden, fürchte ich. Dennoch glaube ich, man überschätzt die politische Wirkung des Liedes »Därf i's Dirndl liaben?« ich würde als König die Frage glatt mit »Nein!« beantworten, die fünfhundert Herren ins Wirtshaus schicken und Krieg führen.

* * *

EIN GEDICHT

Der Herausgeber der 'Zukunft', dessen Beziehungen zur Lyrik stadtbekannt sind, hat gehofft, sich durch ein Nachdrucksverbot gegen Indiskretionen schützen zu können. Er hätte es am liebsten, wenn die Sache zwischen ihm und seinen Lesern abgetan wäre. Das spricht für eine gewisse Feinfühligkeit, die aber im Literaturleben nicht berücksichtigt werden kann. Es ist nachgerade unerlässlich geworden, die Gedichte, welche die 'Zukunft' als Originalbeiträge bekommt, in der 'Fackel' nachzudrucken, auf die Gefahr hin, daß ein Nachdruckshonorar für Arbeiten gezahlt werden müßte, für die kein Honorar gezahlt wurde. Ein Verbot kann mich nicht schrecken, seine Übertretung könnte nicht geahndet werden, weil ich unter unwiderstehlichem Zwang gehandelt habe. Es gibt keinen Richter in der Welt, der mit gutem Gewissen entscheiden würde, daß ich hätte weiterleben können, ohne mich an diesen Kostbarkeiten zu vergreifen. Es ist höchstens eine Platzfrage. Aber man wird mir nicht nachsagen können, daß ich lieblos mit dem folgenden Poem verfahren sei, da ich ihm fast jede zweite Strophe weggenommen habe, Vielmehr hätte ich auch die andern streichen können, ohne dem Gedanken nahezutreten. Aber für das Verständnis der Handlung scheint mir durch die gewählte Art der Verkürzung viel gewonnen. Natürlich bin ich, wenn der Dichter darauf bestehen sollte, bereit, die weggelassenen Strophen nachzutragen. Zwar wird man glauben, daß ich mir die Mühe genommen habe, das Gedicht zu erfinden und es Herrn Harden und dem angeblichen Autor aufzubringen. Aber dieser lebt in Wien, gehört zu den Dichtern, die vom österreichischen Staat subventioniert werden, heißt Dworatschek, und Schuft mein Name, wenn die folgenden Strophen nicht wörtlich so in der 'Zukunft' stehen:

Die blinde Marie

Am Wegrand sitzt die blinde Marie,
Die hockt so still und stumm.
Die Kinder im Dorfe kennen sie
Und spielen um sie herum.

Laut jubelnd tollt der Kinder Schar
im lichten Sonnenschein,
Wie klingt so hell und silberklar
Ihr Ringel—Ringel—Reihn.

Da läuft heran ein blondes Kind,
Das neckt und hänselt sie,
So ahnungslos, wie Kinder sind:
»Komm', fang' mich, blinde Marie!«

Sie aber zürnt und hadert nicht
Und herrscht's nicht rauh zur Ruh'.
Nur leise zuckt's über ihr Gesicht,
Als wollte sie weinen dazu.

Und still ergeben im Gemüt
Die Hände faltet sie
Und sitzt so still und lächelt so mild'
Die alte, blinde Marie.

Und da ich so sie sitzen sah,
Als lauschte sie fernem Klang,
Da wußt' ich nicht, wie mir geschah,
Mir ward ums Herz so bang.

Da ging's mir plötzlich durch den Sinn:
»Du alte, blinde Marie,
Wie Viele schreiten durchs Leben hin
Und schauen die Sonne nie!

Und fristen ihr Sein in Nacht und Not
Und sind alles Schimmers bar,
ist all ihr Hoffen und Wünschen tot,
Und harren doch immerdar;

Und sitzen einsam am Straßenrain,
Verlassen, wie Bettler sind,
Und um sie spielt im Sonnenschein
Das Glück, das törichte Kind.

Sie aber hadern und zürnen nicht
Und herrschen's nicht rauh zur Ruh',
Nur leise zuckt's über ihr Gesicht,
Als wollten sie weinen dazu.

Und still ergeben im Gemüt
Die Hände falten sie,
Und sitzen so stumm und lächeln so müd'
Wie die alte, blinde Marie.

Paul Wilhelm.

Gelobt seist du, Marie! Willst du nicht aufstehn, Wilhelm?

* * *

EINE ENTDECKUNG

»Ein Zufall hat uns ein Bändchen von Gedichten zugeführt, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind. Ja, es scheinen sogar alle Spuren verwischt worden zu sein, die auf den Verfasser hindeuten könnten, denn nicht nur sein Name, sondern auch der Verlag bleibt ungenannt. »Kling—Klang aus verschiedenen Zeiten.

Meinen geliebten Eltern zugeeignet von Eugenie. Weihnachten 1911«
das ist alles, was die Titelschrift sagt.

Trotzdem ist es der Neuen Freien Presse gelungen.

Ein Teil der Gedichte trägt tatsächlich einen familiären Charakter und ist den Eltern und sonstigen Verwandten gewidmet. Andere Gedichte entspringen den Natureindrücken, die auf verschiedenen Reisen gewonnen wurden, bei denen der Weg nach Karersee, Sistianna, in die Dauphiné, nach Paris, nach St. Moritz, in die Berniner Alpen, in die Dolomiten und nach Schloß Pichl führte. Trotz des verborgenen Ursprungs dürfte es für weitere Kreise von Interesse sein, den Namen der Verfasserin zu erfahren. Die Dichterin ist Baronin Eugenie Banhans, geborene Leon—Wernburg, die Gattin des Sektionschefs Baron Banhans.

Sehr schön, aber was haben wir davon, wenn man uns lange Zähne macht, wir stürmen zum Sortiment und »Nichts da«, sagt er, »das ist nur für den Baron Banhans!«

Das Bändchen tritt in anspruchslosem Gewande auf, wie es dem vornehm bescheidenen Charakter der Autorin entspricht, die ihre Lebensaufgabe darin erblickt, in stiller Zurückgezogenheit Gutes zu stiften und durch ihr tiefes, edles Gemüt ihre Familie zu beglücken. In den Gedichten kommen diese Anlagen voll zum Ausdruck. Das Büchlein repräsentiert ein Stück echter Lyrik in schöner formenreicher Sprache. Die Verfasserin hat damit ihren Eltern und ihrem Gatten, dem zwei tiefempfundene Gedichte gewidmet sind, eine Weihnachtsgabe von dauerndem Werte gegeben ... «

Ja aber um Gottes willen, man bekommt doch nicht ohneweiters eine Einladung zu Banhans, wenn man überhaupt nicht verkehrt, und noch dazu zu Weihnachten! Was sind das also für Sachen? Ein schlechter Kerl wie ich bin, hab' ich jetzt wirklich Gusto bekommen und bin instande und beschaff' mir ein Exemplar. Wenn das aber mit der »Lyrik« dann nicht stimmt, so werde ich die Neue Freie Presse zwingen, dieses Wort aus ihrem Maul wieder herauszugeben und zuzusehen, wie sie anders ihren Jourverpflichtungen gerecht wird.

* * *

DER HISTORISCHE TON

In einem Referat, in dem Zitate aus Goethe und Zifferer nachdenklich verwoben sind und gesagt wird, daß diese gedankenstarke Dichtung — nicht der Faust — auf den Leser eine mächtige Wirkung ausübe, heißt es:

Wie kaum ein Zweiter, versteht es Zifferer, den spielerischen Liebreiz altfranzösischen Milieus nachzuschaffen. Seine Gestalten tragen nicht nur die wohlklingenden altfranzösischen Namen, sondern man sieht sie förmlich sich im Bannkreis der alten Cité bewegen, wie sie auf den Kupferstichen im Louvre oder im Musée Cluny dargestellt ist ...

Es ist unbestreitbar, daß die jüngere Generation von Pferdehändlern jetzt auch schon so weit ist. Aber ist es nicht ein Unrecht gegen Salten? Gewiß, je jünger heute einer ist, desto besser trifft er den historischen Ton. Aber alle historischen Töne, die man verlangt, trifft doch nur einer. Man darf nicht glauben, daß er nur theresianisch versteht, er weiß auch wie man sich als oller Brandenburger zu benehmen hat. Die Konjunktur ist günstig. Von Strindbergs Krankenlager kamen übertriebene Nachrichten. Herr Salten gab

ihn auf, ließ ein Feuilleton erscheinen, das er für alle Fälle eine »historische Miniatur« nannte: »Der Trotz des Grafen Moltke«. Sehderanda wie er echt sprechen kann wie ein Moltke:

»Was ist dann der Herzog von Hannover noch für mich, wenn ich in der Ferne seiner mich besinne? Was bist du dann noch, Herr Ernst Ludwig? ... Ist deine Sippe etwa so viel besser als die meine? Ja, eine Stuart habt ihr in eurem Hause. Wetter noch einmal, ein teures Blut, das der Stuarts! Aber meine Base Margarete ist auch nicht geringer, trug den Namen Wasa, und die Könige von Schweden sind meine Vettern. Mir den Kopf abschlagen? Nein, das soll dir nicht gelingen ... Was denn hab' ich begangen ... ? Daß ich seinen Plänen entgegen war? Der Kaiser soll ihm die Primogenitur bestätigen! Jawohl! Hohe Pläne hat der Herzog, hohe Pläne! Rutscht auf den Knien in Wien um die Kurwürde und möcht', wenn der Handel glatt ist, den ganzen Länderkrepel unter den erbettelten, erschacherten Kurhut bringen ... Hätten's nie gedacht, seine Väter, als sie noch bescheiden zwischen Deister und Leine saßen ... «

Man kann aber einem Antiquitätenhändler nicht gut zumuten, daß er den historischen Ton auch dort anschlägt, wo er zu sich kommt. Natürlich hätte der Graf Moltke nie gesagt:

Ein Wachtposten hatte ... an der Erde gelegen.

Aber dann wird's wieder wie echt:

»Hab' lange genug die Stirn gerunzelt und Kümmeris getragen ... « »Hab' nur die einzige Bedingnis, daß mich der Henker nicht anders berührt als mit des Schwertes Schneide.«

Ist das nicht stark, ist das nicht gediegen, lebt er nicht in den Zeiten, ist es nicht der Tonfall eines Mannes, der in seiner Verwandtschaft sowohl eine Wasa wie eine Stuart hat? Sollte er nicht wenigstens ein Bernadotte sein? Was immer er sein mag, man ist gut und sicher bedient. Prima—Genitur! So einer verkehrt nicht mit einfachen altfranzösischen Marquis à la Zifferer und Vantoches und mit dieser ganzen Zweitgeburt von Kostümschlieferln.

* * *

LORBEERBAUM UND BETTELSTAB

Ein Schauspieler und eine Schauspielerin, die zu jenen Lieblingen gehören, die nicht die meinen sind, haben sich von einem Journalisten anstiften lassen, sich als Bettler verkleidet auf die Straße zu stellen, um dem Herrn einen Weihnachtsartikel zu verdienen zu geben. Mehr hat dabei nicht herausgeschaut. Das Publikum, das an bessere Bettler gewöhnt ist, dürfte die Lieblinge erkannt und eingesehen haben, daß es sie auch als Schauspieler überschätzt hatte. Speziell die Kummermiene des Herrn Treumann scheint den Passanten verraten zu haben, daß er einst jene besseren Tage gesehen habe, die unsere schlechteren Abende waren.

Vier Uhr ist es geworden und in den Straßen beginnt es zu dämmern. Treumann stellt sich an eine Straßenecke und da das Geschäft flau ist, spielt er den »blinden Mann«. Das scheint lukrativ werden zu wollen. Die Glöckner ...

Wer ins Bettlergeschäft die Sprache des Operettengeschäfts hinübernehmen will, hat bald ausgespielt, und die anerkannten Lieblinge des Publikums brauchen auch dort um ihre Plätze nicht zu zittern. Solche Gastspiele,

auch wenn sie von der Presse begünstigt werden, sind der sichere Durchfall, und vielleicht erkennt das Theaterpublikum endlich, um wieviel musikalischer die Melodien der Operettenleute sind, wenn sie von blinden Werkelmännern gespielt werden. Die Kollegin wieder, welche am Deutschen Volkstheater engagiert ist, mußte es erfahren, daß mit dem Publikum nicht zu spaßen ist, wenn man statt seiner Langmut seine Barmherzigkeit herausfordert. Es gelüstete sie, in die Häuser des Rathausviertels zu gehen, wo das spezifische Volkstheaterpremierpublikum wohnt, denn hier, hoffte sie, werde man noch am ehesten ein Gemüt haben. Die Leute aber riefen: »Wir haben selber nichts!« und »Man sollte die Polizei holen!«, und an keiner Tür erhielt sie einen Heller. Da erkannte sie, wie schlecht das Volkstheaterpremierpublikum sei, und wurde tiefsinnig. Ihr Partner aber, der schon durch seine tiefsinnige Auffassung in der »Lustigen Witwe« beliebt geworden war, ging noch mehr in sich, und beide beschlossen, vor einem solchen Gesindel sich nur mehr in den dankbarsten Rollen zu zeigen und die größten Gagen einzuheben und sieben Kronen vierzig Heller als den Ertrag des Betteltags dem Sankt—Annen—Kinderspitale zu überweisen, so wenig, daß der Journalist, der den Artikel schrieb, vor Herzweh beinah auf sein Honorar verzichtet hätte. Er ging aber in sich. Ihrer aller Hoffnung, daß auch das Publikum endlich in sich gehen und einen gesunden Ausgleich zwischen Schauspielergagen, Artikelhonoraren und Bettlergewinsten herbeiführen werde, erfüllte sich Gottseidank nicht. Das würde erst geschehen, wenn die Bettler auf die Idee kämen, sich als Theaterleute zu verkleiden, eine Idee, deren erfolgreiche Durchführung zwar ihr Talent verbürgt, auf die sie aber noch kein Journalist gebracht hat.

* * *

MAN KENNT SICH NICHT GLEICH AUS

»Er war ein tief überzeugter, leidenschaftlicher Anhänger Schopenhauers ... «

»Berührt hat ihn fast jede geistige Welle, die durch unsere Zeit glitt ... er war voll aufmerksamer Empfindlichkeit für jeden neuen Gedanken ... «

»Daß er ein leidenschaftlicher Monist war, naturwissenschaftlich tief interessiert, mitten drin in der revolutionären Diskussion unserer Tage ... «

»Und wenn seine Bewunderung für Häckel ihm auch nicht helfen konnte ... eines mag er vielleicht aus jenen Gedankenkreisen sich geholt haben: die geistige Zucht, die Exaktheit und Furchtlosigkeit des Denkens ... «

»Eine historisch geschulte Phantasie, die aus den geschichtlichen Schöpfungen unserer Zeit ... «

»Wie wurde er beredt, wenn er von Mommsen oder Gregorovius oder Burckhardt sprach ... «

»Der enthusiastische Eifer, der aus allen Quellen wissensdurstig schöpfte ... «

»Er drang wie ein pedantischer Philologe ... «

»Er war wie ein moderner Archäologe ... «

»Der moderne Psychologe ... «

Ach Gott ein Wissenschaftler, das interessiert mich nicht! Aber da, was ist das?

»Ausverkaufte Häuser ... «

»'Ich könnt' um 50 Points schlechter Komödie spielen und hätt' noch immer dieselbe Gage', sagte er einmal mit wehmütiger Selbstironie ... «

Das dürfte also, wenn mich nicht alles trügt, ein Kainz—Nachruf sein.

* * *

NAMEN NENNEN!

»Kainz, Mahler, Roller, Klimt, die *zwei, drei großen Wiener Literaten* — es war *ein* geistiger Kreis. Unser feinsten geistigen Besitz. Ganz organisch eins.«

Unbedingt Namen nennen! Das ist kein Benehmen!

* * *

DAS DILEMMA

ist etwas, in das man leicht kommt. Ein moderner Kopf beginnt:

Unser Lebenstempo ist um ein bedeutendes schneller geworden, seit wir Eisenbahnen, Telegraph, Auto und Aeroplane und nicht zuletzt den Kientop (Kinema) haben. Mit der vielbelobten »Behaglichkeit« von anno Wind und Benedix ist es ein für allemal aus. Wir verstehen sie gar nicht mehr und wenn wir ihr irgendwo begegnen, so macht sie uns einfach grauenhaft nervös — um wieviel mehr im Theater! ... Man spannt heute nicht mehr ein Theaterpublikum wie zu Benedix' Zeiten, wo man mit ... dem klassischen »Ha! Ich habe mein Plänchen«, ein spannendes, vielbelobtes Lustspiel machte. Das Publikum von heute, wir alle sind ungeduldig! ...

Und setzt fort:

in diesem Dilemma gibt es nur eine Lösung. Nein, *Herr Ahnungslos*, nicht die zweite, die Sie für möglich halten ... Seltsame Kapriolen hat *Dame Zensur* ja gewiß ...

Das kommt davon, wenn ein Literat, der direkt von der Ulrike v. Levetzow abstammt, sich in den modernen Betrieb einläßt. Das rächt sich immer. Schillers Urenkel weiß ein Lied davon zu singen.

* * *

NUR NEBENBEI SEI BEMERKT

daß ein Vizeadmiral, der da erklärt, er habe »immer mit offenem Visier gekämpft, ohne sich nach rechts oder links umzusehen«, wie kein zweiter berufen ist, die österreichische Flotte bei der nächsten Zeitungspolemik, die ihr bevorsteht, zum Siege zu führen. Ob das von Vorteil ist, darüber läßt sich streiten. Dagegen muß ich ohneweiters zugeben, daß eine Sanatoriumsbesitzerin vom Semmering, welche erklärt, daß es »ihre Art sei, mit ihrer Ansicht nicht hinter dem Berge zu halten«, wegen der landschaftlichen Konsequenz ihrer Gesinnung alle Achtung verdient.

* * *

SCHLIESSLICH KÖNNTE DOCH EINER GLAUBEN

In der Neuen Freien Presse wird, abgesehen davon, daß das kostbarste Gut des Menschen die Gesundheit sei und dergleichen, behauptet:

Raum für alle hat die Erde! Ihr ganz ergebener Dr. Karl Kraus.
Ich brauche wohl nicht erst zu versichern —

* * *

ALS ARZT KANN ICH

die tuberkulöse Infektionsgefahr für die Bevölkerung von seiten einer derartigen Heilstätte nicht hoch einschätzen, da die Pfleglinge einer Lungenheilstätte gut diszipliniert sind und Verunreinigungen durch Ausspucken sicher vermeiden.

Also die Tuberkulose wär's nicht. Dagegen

ist die Ansammlung von Kindern in einer Heilstätte aus einem anderen Grunde sehr bedenklich. Es wird ein Ansteckungsherd für alle Kinderkrankheiten gebildet, der bei der großen Kinderfrequenz auf dem Semmering direkt eine Gefahr für alle jugendlichen Gäste unseres Luftkurortes wird. Man denke nur an die Konsequenzen einer Scharlach—, Diphtherie— oder Keuchhustenepidemie, die in einem derartigen Kinderheim ausbricht! ... Wissen wir doch, wie ein einziger Scharlachfall, der in ein Hotel eingeschleppt wurde, durch Monate hindurch im Publikum herumspukte ... «

Und gegen dieses freie Herumspuken gibts kein anderes Mittel, als sich vor den Kindern in acht zu nehmen. Die Tuberkulose ist nur gefährlich wegen des Scharlachs. Scharlach kommt von Kindern, auch wenn sie nicht die Tuberkulose haben, sondern nur beisammen sind. Darum ist die Ansammlung von Kindern auf dem Semmering hintanzuhalten. Weil dort, wie gesagt, viele Kinder sind. Genau so wie mit den Schulen, deren Nähe den Kindern gefährlich werden kann. Auf den Semmering gehören keine Kinder, weil dort Kinder sind. Und überhaupt ist das Leben nicht schön. Resümieren wir: Scharlach kommt von Kindern, Kinder kommen von Eltern, und das beste Schutzmittel gegen Kinderkrankheiten wäre somit jenes, durch welches man verhindert, daß die Kinder auf den Semmering kommen,

* * *

DER ERFOLG

»Der Verlauf der Operation, die Professor Dr. Zuckerkanndl vornahm, war ein günstiger, doch bald nachher trat Herzschwäche ein, und um 7 Uhr war der berühmte Rechtsanwalt verschieden.«

Alles recht schön und gut, aber künftig braucht in solchen Fällen der Name des Operateurs nicht genannt zu werden. Eine Sache soll für sich selbst sprechen. Oder man sei objektiv und nenne nächstens auch den Arzt, wenn einmal die Operation ungünstig verläuft.

* * *

WOHLTÄTER DER MENSCHHEIT

Der Geist der Medizin war jetzt in Berlin wie in Wien leicht zu fassen. In Berlin wurde er auf den Irrwegen der Diagnose eingeholt. Er hatte hundert Asylisten faule Bücklinge essen lassen, ehe er roch, daß sie dazu schlechten Schnaps getrunken hatten, er ließ sie lieber allesamt sterben, ehe er von der Behauptung abging, daß es der Botulismus sei. In Wien, wo es auf die Humanität mehr ankommt als auf die Bakteriologie, assistierte er einer Selbstmörderin, die auf der Straße zusammengestürzt war, und da ihm ein Passant bereits die Diagnose »Prostituierte« zugemurmelt hatte, rief er: »Eine Prostituierte! Packts es bei die Füß', ladt's sie auf und schauen wir, daß wir wegkommen!« Es war ein Abgesandter jener Rettungsgesellschaft, die zwar freiwillig kommt, aber oft eine halbe Stunde braucht, um ihren Willen bei sich durchzusetzen. Denn sie ist jetzt mit sich selbst in Zwist und ihre Ärzte zanken sich in der Zeitung. Eine des Weges daherkommende Baronin aber spuckte aus und wurde deshalb verklagt und verurteilt. Wäre es eine Fürstin gewesen, so hätte man sie um das Protektorat gebeten. Denn was die Wissenschaft betrifft, so können in Berlin gar nicht so viele Bücklinge gegessen als in Wien gemacht werden. Der Richter aber war der Ansicht, daß der Arzt nur, um die Patientin schneller ins Krankenhaus zu bringen, die barsche Weisung an die Sanitätsdiener erteilt habe. Die Rettungsgesellschaft selbst, die auch in den Gerichtssaal eilt, um gegen ihre Ärzte zu intervenieren, war anderer Ansicht. Sie werden schon alle Unrecht haben. »Der Arzt in Ausübung seines opfervollen Berufs« bleibt das Argument jener, die oft unter den schwierigsten Umständen ihre Pokerpartie im Stich lassen, um gegen hohes Honorar ihrem Nebenmenschen zu helfen. Manchmal vergeht freilich eine halbe Stunde und die erwartungsvoll um einen Zuckenden gescharte Menge wird ungeduldig. Dann aber ertönt ein Pfiff, und verschlafen, verstört, verärgert, sichtlich aus der Partie gerissen, das leibhaftige Gegenteil von freiwilliger Rettung, entsteigt dem Wagen so ein Zwischending zwischen Rabbiner und Liftjunge, und schreitet an dem Spalier vorbei, um seinen opfervollen Beruf auszuüben. Wenn eine Baronin ausspuckt, so sollte man sie wegen Übertretung der Tuberkulose—Vorschriften verurteilen.

* * *

ROTH UND SCHNEEWEISS

»Der Bankgeschäftsinhaber Fritz Roth hatte sich gestern beim Bezirksgerichte Josefstadt über eine Anzeige der Schauspielerin Marie W. gegen eine eigenartige Betrugsanklage zu verantworten. Nach kurzer Bekanntschaft hatte die engagementlose Schauspielerin dem Angeklagten, der sehr elegant auftrat, ein Rendezvous gewährt. Als Roth sich verabschiedete, stellte er der Schauspielerin einen bereits vorgedruckten Scheck auf die Allgemeine Verkehrsbank, und zwar auf den Betrag von 100 Kronen aus. Die Schauspielerin beeilte sich am nächsten Tage den Scheck bei der genannten Bank zur Auszahlung zu präsentieren, erfuhr aber hier zu ihrem Schrecken, daß der Scheck mangels Deckung wertlos sei, da Roth nur noch ein Depot von vier Kronen bei dieser Bank habe. Die Schauspielerin erstattete nun gegen Roth die Betrugsanzeige, in der sie hervorhob, daß ihr bei Präsentierung des

Schecks sofort bedeutet wurde, daß Roth auch schon in anderen Fällen derartige wertlose Schecks ausgestellt habe. Auf Grund der Anzeige wurde auch gegen Fritz Roth die Anklage wegen Übertretung des Betruges erhoben ... Der Bezirksrichter Dr. Schneeweiß sprach den Angeklagten frei. Der Richter war der Anschauung, daß in dem Vorgehen des Angeklagten objektiv der Tatbestand des Betruges nicht gelegen sei, da die Anzeigerin keinen effektiven Schaden erlitten habe. Es könnte nur von einem entgangenen Gewinn gesprochen werden, der aber mit Rücksicht auf den Ursprung des Anspruchs nicht einmal zivilrechtlich klagbar wäre.«

Genau so habe ich mir die Moral vorgestellt. Sie kann nicht anders aussehen als ein Depotbesitzer ohne Depot und als ein Richter ohne Recht. Dieses Schamgefühl, das sich so zwischen Roth und Schneeweiß befriedigt, hält sich für die Unsittlichkeit durch Betrug straflos. Ein wahnsinniges Recht gestattet die Verfolgung des Hungrigen, der für eine Semmel nicht gezahlt hat. Aber es verhält den Zechpreller des Geschlechts nicht einmal zum Ersatz; denn es verachtet jenen »Ursprung des Anspruchs«, der näher dem Ursprung der Welt liegt als die Jurisprudenz. Das Gesetz erlaubt bei der Prostitution eben noch den Betrug an der Prostituierten. Der Wiener Richter, heißt es, konnte nichts anderes tun als es anwenden. Die Geschwornenjustiz in Leitmeritz ¹ hat da mehr Bewegungsfreiheit. Die kümmert sich nicht um den Buchstaben des Gesetzes, das bloß den Betrug gestattet. Sie bewilligt den Mord, ja sie macht ihn zur Bedingung, indem sie eine Prostituierte nur dann straflos ausgehen läßt, wenn deren Ermordung nachgewiesen ist. Das Bürgertum zwischen Wien und Leitmeritz interessiert sich aber mehr für das Problem der Zweisprachigkeit als für die weheren [weiteren?] Konflikte zwischen Sittlichkeit und Kriminalität, in die der Zuhälter als der Vollstrecker einer höheren Ethik erlösend eingreift.

* * *

EIN SCHÖNER ZUG

»Olmütz, 18. Januar. (*Korrespondenz zwischen Geschwornen und dem Angeklagten.*) Der kürzlich wegen Verbrechens des versuchten Gattenmordes angeklagte, von den hiesigen Geschwornen jedoch gänzlich freigesprochene Alfred Ritter v. Starzynski hat von Wien aus an den Obmann der Geschwornenbank, die das zum Freispruch führende Verdikt fällte, den Fabrikdirektor Franz *Holoch* aus Mährisch—Schönberg, eine Karte gerichtet, in der er den Geschwornen seinen innigsten Dank für das Verdikt ausspricht, und bemerkt, daß der Tag, an dem er freigesprochen wurde, ihm *in unauslöschlicher Erinnerung bleiben* werde. Der Obmann übersendete als Antwort eine Ansichtskarte an Ritter v. Starzynski, in der es heißt, daß die Geschwornen nur ihre Pflicht erfüllt haben und daß sie sich *der Hoffnung hingeben*, daß sie ihm an diesem Tage Gelegenheit gaben, einer freudigeren Zukunft entgegenzusehen.«

Die Geschwornen sind nach dem Gesetze nicht verpflichtet, ihre Ansichtskarten zu motivieren.

* * *

1 s. Heft 338 # 01 »Glossen« dort »Wahrung berechtigter Interessen«

JENE ELEGANT GEKLEIDETE DAME

die in der Silvesternacht »an der Ecke der Kärntnerpassage ein lebendes Glücksschweinchen, das seinen Neujahrsgruß durch Quieken ausdrückte, aus dem Fenster gehalten und grüßend geschwenkt hat«, die möchte ich, so abgeschlossen ich lebe, doch noch kennenlernen!

* * *

UND VIELLEICHT ERLEBE ICH NOCH

ein neues Jahr, bei dessen Anbruch die folgenden Dinge sich nicht zugetragen haben:

... und es kostete alle Mühe, ein Zusammenfluten der beiden geteilten Lager zu verhindern, dies umso mehr, als sich in diesen Andrang nur zweifelhafte Elemente, die leicht zu Exzessen neigten, hineingewagt hatten. Während beim Einzuge in die Stadt der Bummel in den Straßen sich fast ruhig und geräuschlos vollzog, begann es um $\frac{3}{4}$ 12 Uhr in weitem Umkreis um den Stephansplatz laut und lärmend zu werden. Meist waren es halbwüchsige Burschen und fragwürdige Gestalten von der Peripherie der Stadt, die jetzt den Ton angaben.

Bitte, nichts mehr davon!

Mit aner kennenswerter Ruhe und einer nachsichtigen Milde hatte die Polizei ihre Pflicht getan, und die Silvesterlaune, soweit diese die Grenzen des Zulässigen nicht überschritten hatte, austoben lassen.

Bitte, nicht!

Wenn man davon absah, daß Gruppen von Burschen der Vorstadt einen Indianerkopfputz angelegt hatten und sich als »Indianer« wild gebärdeten, sah man fast gar keinen Mummenschanz auf der Straße. Einige Leute trugen trotz des schönen Wetters einen verbogenen Regenschirm, junge Paare zeigten ihre übermütige Stimmung, indem sie Tänze aufführten, dann sah man einen Schornsteinfeger, der Rosen feilbot, die ihm im dichtesten Gedränge aus den Händen gerissen wurden.

Bitte, nicht mehr sagen, daß es geschehen sei, aber auch nicht mehr sagen, daß es nicht geschehen sei! Sonst spring ich aus und ihr könnt dann sehen, wie ihr mit dem neuen Jahr ohne mich fertig werdet. Daß es die Nacht ist, in der der Hilfsarbeiter seine Saturnalien feiert, der Magistratsdiener dem Dionysos opfert und der Diurnist in der Kärntnerstraße Aonen abknutscht, weiß ich. Aber sprecht mir nicht mehr davon.

* * *

SCHLICHTE WORTE

Knapp vor dem Weltuntergang hat die Neue Freie Presse noch eine neue, glückliche Formel für das Wesen der Soireen gefunden. Gesetzt wird die Tatsache, daß sich morgen die Tochter des deutschen Botschafters mit einem Legationsrat vermählen wird. Was tut sich da?

Lange vor 9 Uhr fuhren Automobile und Equipagen vor dem Palais vor und hielten unter der Loggia. Damen in prächtigen Roben, Herren in glänzenden Uniformen und im ordensgeschmückten Frack stiegen aus und vor dem Gittertor der Einfriedung drängte sich trotz des kalten Winterabends schaulustiges Publikum. An der Dienerschaft in Galalivree vorbei bewegte sich der ununterbrochene Zug der Gäste in die Empfangssalons, in denen der Botschafter und seine Gemahlin die Honneurs machten.

Das ist von schlichter Sachlichkeit und wirkt nach den impressionistischen Einbrüchen der letzten Jahrgänge, nach der Hinopferung des Besitzstandes der Hof- und Personalmeldungen an eine Platte von Beobachtern wie eine Errungenschaft. Wenn uns der Fasching nichts weiter vorbehält als Damen in prächtigen Roben und Herren in glänzenden Uniformen, wollen wir das Leben noch eine Weile mitmachen. Siehe, da trat der Wiener Männergesangsverein an Botschafter Herrn v. Tschirschky mit dem Ersuchen heran, zur Feier des Abends mit einem heiteren Programm beitragen zu dürfen. »Herr v. Tschirschky hat gerne angenommen, und so war eine Elitesängerschar von etwa 50 Herren unter Führung des Obmannes ... « Was geschah da?

Die Konversation, die ungezwungen in den Salons schwirrte, wurde durch die Vorträge der Wiener Meistersänger angenehm unterbrochen ... Nach dem gesanglichen Intermezzo wurde die Konversation wieder aufgenommen.

Und dann?

Um die Teetischchen sammelten sich kleine Gesellschaften und bis nach Mitternacht ertönte Lachen und Plaudern in den Salons.

Hier wird nicht mehr geschildert, was einer beobachtet hat, sondern hier verrät einer, was er weiß. Die Zeitung dient wieder dem Zweck. Wir wollen nicht, daß man uns etwas vormacht, sondern daß man uns informiert. Wie waren die Roben? Prächtig. Und die Uniformen? Glänzend. Und der Frack? Ordensgeschmückt. Der Winterabend hingegen? Oh, brr, man hätte keinen Hund ... Der Reporter beginnt wieder zu schwärmen ... Maul halten, wie war der Abend, nun ... Kalt! Richtig. Das Publikum? Ja das ist nicht so einfach ... Kscht, wie war das Publikum? ... Schaulustig. Gut, weiter. Die Konversation? Ungezwungen ... Das ist bisl zu wenig. Was tat sie? Sie, sie schwirrte. Richtig. Aber was ertönte? Lachen und Plaudern. Gut, ab! Und daß mir keiner von euch wieder daherkommt und eso und eso sagt, weil er nicht weiß, ob er eso oder eso sagen soll, wo doch die Sache ganz einfach eso ist und nicht eso.

* * *

DAGEGEN WENN DIE URANIA TANZT,

bleibe ich sitzen. Ein vornehmes Patronessenkomitee unter der Führung? Das mit regem und nachahmungswürdigem Eifer alle Vorarbeiten? Die in einen prächtigen Blumenhain verwandelte Estrade? Das glänzende Gelingen desselben herbeigeführt? Die Mitglieder des diplomatischen Korps, die von berufswegen schweigsam sind und deshalb immer erst ins Gespräch gezogen werden müssen? Hermann Maria Eisl, daß man mir nicht wieder so anfängt! Ich bin ja von Natur aus nicht dazu geschaffen, mich zu freuen, wenn die Untiere der Saison das Tanzbein schwingen. Ich fürchte, es wird ein harter Fasching. Bitte, die Urania hat angefangen. Das glänzende Gelingen desselben ist richtig herbeigeführt worden. Und wie das?

Der Tätigkeit der Damen kam freilich zustatten, daß sich in allen Kreisen der Wiener Gesellschaft immer mehr die Überzeugung durchsetzt, daß die »Urania« auf dem besten Wege ist, im geistigen Leben unserer Stadt eine hervorragende Rolle zu spielen, die allgemeine Bildung weiter Schichten der Bevölkerung zu erhöhen und sozusagen auf geistigem Gebiete eine Art Wiener Freiwillige Rettungsgesellschaft für jene zu bilden, die Gefahr laufen, im ermüdenden, erschlaffenden und entnervenden Alltagsberuf das Interesse für wissenschaftliche und soziale Bestrebungen zu verlieren.

Sozusagen auf geistigem Gebiete. Und wie das stimmt! Da liegt einer, ermüdet, erschlafft, entnervt. Er hat bereits das Interesse für wissenschaftliche und soziale Bestrebungen verloren. Man telephonierte nach der Urania. Inzwischen haben sich Neugierige angesammelt. Die Urania kommt nicht. Sie gibt den Saal nicht her. Sie interveniert nur, wenn sie sichs mit den Schapseln nicht verdirbt. Keine Baronin spuckte aus, Herr Ganghofer erfreut sich andauernd eines gesunden Optimismus.

* * *

EINE VORAUSSAGUNG UND WIE SIE EINTRAF

»Übrigens ist heuer, weil die Urania einen nächtlichen Neujahrskanonenschuß ankündigt, zu erwarten, daß ein Teil des Silvesterpublikums auf dem Ring und dem Kai promenieren werde.«

— — — — —
»Auch vor dem Uraniagebäude hatte sich um 12 Uhr eine riesige Menschenmenge angesammelt. Nach dem Knall des Schusses geriet die Menge in eine ähnliche Begeisterung wie auf dem Stephansplatz.«

Wenn die Urania ehrlich ist, muß sie zugeben, daß sie nie zuvor auch nur annähernd so viel für die Volksbildung getan hat. möge sie's täglich tun! Aber nicht immer blinde Schüsse auf eine taube Menge!

* * *

EIN FURCHTBARES MISSVENTÄNDNIS

» ... Einst spielte die 'Neue Freie Presse' die Rolle, welche heute die 'Arbeiterzeitung' spielt, damals, als sie noch unabhängig und wehrfähig war; damals blies sie noch bei jeder Gelegenheit ehrlich Chofer, damals, wo sie den Rassenantisemitismus mit Stumpf und Stil auszurotten trachtete. Heute sind die Verhältnisse andere geworden. Wer würde das für möglich halten, daß auf diesem Blatt, dessen Tendenzen bekannt sind, heute ein Name als verantwortlicher Redakteur gedruckt steht, nämlich der Name jenes Urban, der bei dem Hilsnerprozeß ¹ der leidenschaftliche Berichterstatter des 'Deutschen Volksblattes' war und der den Ritualmord aus einer langen Periode des Schlummers wieder zum Leben erweckt hat! ... «

Dem Grafen Sternberg, der mir seinen Artikel, welcher diese Stelle enthielt und am 24. Dezember in der 'Prager Union' erschienen ist, übersendet,

¹ s. »Ritualmord von Polna« im Dictionnaire Sachen

ist es offenbar darum zu tun, der Neuen Freien Presse zu schaden. Er hat sich also an die falsche Adresse gewendet, denn mir ist es darum zu tun, der Neuen Freien Presse zu nützen. Er sagt, er habe »zahllose Briefe von Israeliten erhalten, die ihm für die Veröffentlichung den wärmsten Dank sagten und den Moriz Benedikt verfluchten«. Mir ist es nicht darum zu tun, finstere Zwietracht dort zu säen, wo gleichwertige Kulturmächte zusammenstehen, und ich halte es nicht für ersprießlich, Meinungsverschiedenheiten über eine Lappalie aufkommen zu lassen, wo man in der Hauptsache einig ist. Die Behauptung des Grafen Sternberg ist bis heute unwidersprochen und der Besitzstand der Neuen Freien Presse unverändert. Denn erstens ist vom Fluchen bis zum Aufgeben des Abonnements ein weiter Weg und zweitens dürfte sich die Anstellung des Ritualmordberichterstatters auf die einfachste Art von der Welt erklären lassen. Vernünftigerweise könnten doch nur solche Abonnenten das Abonnement aufgeben, die der Meinung sind, daß der Moriz Benedikt mit der Anstellung jenes Redakteurs ostentativ bekunden wollte, daß er sich jetzt über den Ritualmord seine eigenen Gedanken mache. Aus keiner Zeile der Neuen Freien Presse läßt sich aber auch nur die leiseste Möglichkeit einer solchen Deutung rechtfertigen. Darum scheint vielmehr das Gegenteil der Fall zu sein. Nicht der Moriz Benedikt hat sich zum Glauben an den Ritualmord, sondern der Urban hat sich zum Zweifel bekehrt, und der sichtbarste Ausdruck dieser Bekehrung ist eben seine Berufung in die Neue Freie Presse. Päpstlicher als ein Benedikt brauchen wir in diesem Punkte schließlich nicht zu sein. Ihm hat zum Wahn bisher ein Canossa gefehlt, und welcher Triumph wäre größer als das Engagement ausgerechnet des Ritualmordberichterstatters vom Deutschen Volksblatt? So rächt sich der wahre Größenwahn und trotz dem Schein, für Kleinmut gehalten zu werden, wenn man ihn mit dem Erzfeind gepaart sieht. Dieser ist vollständig zerschmettert, der Blitz hat ihn getroffen, nicht gedacht soll er werden, sein Name wird an den Triumphwagen, dort, wo die Präservativs sind, gespannt und durch die Stadt geschleift, und die Schmach des Jahrhunderts hängt zwischen jenen als Trophäe. Nach dem Ausgang der Wahlen, nach der Eroberung des Bollwerks konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß der Stolz des unversöhnlichen Siegers dem Besiegten die schwersten Opfer auferlegen, daß er selbst nicht davor zurückschrecken werde, die Stellung von Geiseln zu verlangen, und keine ärgere Demütigung konnte einem Ritualmordberichterstatter des Deutschen Volksblattes zugefügt werden, als seinen Namen direkt unter dem Namen des Herausgebers der Neuen Freien Presse für alle Zeiten stigmatisiert zu sehen. Ja, der Triumph des freisinnigen Geistes ist ein so vollständiger, daß in den Kreisen des Deutschen Volksblatts, wo man Herrn Urban schon die längste Zeit vermißt, tiefe Besorgnisse platzgegriffen haben und bereits von einem Ritualmord getuschelt wird, wo doch offenbar nur davon die Rede sein kann, daß ein Leibbürge der Reaktion sich in der Gewalt eines zwar übermütigen, aber keineswegs unersättlichen Siegers befinde. Indes, die tiefe Mutlosigkeit, welche sich der aufs Haupt geschlagenen Finsterlinge bemächtigt hat, macht es erklärlich, daß sie von der Hybris (Chuzpe) eines leidenschaftlichen Naturrells das Schlimmste befürchten. Indem also auf der einen Seite der Irrglaube genährt, auf der andern Seite der Größenwahn befestigt wird, sind die Gegner noch deutlicher als früher unterschieden, und es wäre feige Fahnenflucht, die Neue Freie Presse in diesen bedrängten Tagen, wo von nichtswürdiger Seite wieder die mittelalterliche Lüge in Umlauf gesetzt wird, im Stich zu lassen, denn auch der eingefleischteste Abonnent wird nicht glauben, daß Herr Benedikt seiner Überzeugung, daß es keinen Ritualmord gibt, abtrünnig geworden sei, geschweige denn, daß er sich selbst zu einem solchen habe hin-

reißen lassen. Überall gibts Redaktionschristen, die für repräsentative Zwecke oder um für das Heine—Denkmal einzutreten, gehalten werden, wie Jochanaan in der Zisterne des Herodes, und niemand fällt es ein, solche Engagements zu mißdeuten. Sind meist unglückliche Sitzredakteure, die aus christlicher Nächstenliebe für die israelitischen Vergehungen gegen das Preßgesetz aufkommen müssen. Hier aber ist mehr. Hier ist eine Vermehrung der Hausmacht vollzogen worden, deren Absicht nur den Blinden nicht einleuchten kann. Hier ist ein Beispiel geliefert, wie man den Gegner einfach kaputt macht, der nichts als den Namen herzugeben, stumm dazusitzen und die Zähne zusammenzubeißen hat, wenn die Neue Freie Presse gegen das Mittelalter schreibt, und von dem dann die Leute sagen, er sei dafür verantwortlich. Nicht nach dem Leben, nach seiner Ehre trachten sie ihm und nehmen ihm seinen Namen und setzen ihn unter die Neue Freie Presse, auf daß er nie wieder behaupten könne, Hilsner sei schuldig. Kein Zweifel, es muß eine Läuterung vorhergegangen sein. Ohne Reue, ohne daß er wenigstens mit den Lippen den alten Glauben abgeschworen hätte, hat ihn Herr Benedikt nicht hineingelassen, und gewiß sieht dieser täglich nach, ob jener nicht rückfällig geworden sei, kitzelt ihn, zwingt ihn zu jüdeln, beschneidet seine Artikel und läßt ihn als Morgengruß bekennen, daß es keinen Ritualmord gebe, nie gegeben habe, nie geben werde und Hilsner überhaupt unschuldig sei und die Macht der Neuen Freien Presse größer als selbst die des Vergani. Konnte man je glauben, daß solche Prüfungen dem neuen Mann erspart bleiben? Oder daß gar ein Urban einen Moriz Benedikt unterjocht habe und täglich an ihn die verfänglichsten Fragen richte? Gewiß, der Vorgang ist ja ein ungewöhnlicher. Gewiß, es mag ein wenig befremdend sein, daß ein Blatt, welches durch Jahrzehnte davon gelebt hat, daß es keinen Ritualmord gibt, welches sich um dieser Überzeugung willen auf das geistige Niveau jener österreichischen Idiotie gesetzt hat, die durch Jahrzehnte vom Gegenteil lebte, daß also gerade dieses Blatt den Ehrgeiz hat, die Namen der Vertreter schroff entgegengesetzter Weltanschauungen auf dem Abtritt seines Hinterteils zu paaren. Aber große Beispiele wirken stets kleiner als die Zeit ist, der sie geliefert werden. Gewiß, die Abonnenten mögen sich darüber ihre Gedanken machen, und wenn der älteste mit einem Fluche auf den Lippen und vor Erneuerung des Abonnements stirbt, so liegt eben eine Verkettung von Umständen vor, aber weiß Gott auch eine voreilige Handlung. Denn wenn einer es fünfzig Jahre ausgehalten hat, so müßte man glauben, daß er genug Widerstandskraft gesammelt hat, um auch noch diesen Schlag zu überwinden. Der Graf Sternberg hofft indes, daß die Abonnenten davonkommen werden und daß es vielmehr der größte Schlag sein werde, den ich der Neuen Freien Presse versetzen könne, wenn ich hingehe und der Residenz erzähle, was der verantwortliche Redakteur früher war und daß er von Polna aus nicht die Neue Freie Presse bedient hat. Keine Hoffnung ist trügerischer. Wenn Herr Benedikt wirklich an den Ritualmord glaubt, so wird ers bei sich behalten und nicht auf eine so eindeutige Art zu verstehen geben, daß er keine jüdischen Abonnenten mehr wünsche. Das Gegenteil ist der Fall. Er hat ihnen einen guten Tag antun wollen und ihnen den Ritualmordberichterstatter zum Fraße vorgeworfen. Er hat den Irrglauben, für dessen Zerstörung er durch Jahrzehnte gewirkt hat — ohne jedoch dem Glauben an einen Ritualraub mit Erfolg begegnen zu können —, in der Person des hervorragendsten Repräsentanten mundtot machen wollen. Daß es keinen Ritualmord gibt, ist heute durch die Begehung eines solchen an diesem selbst bewiesen, und wenn auch das Entgegenkommen des Antisemitismus die Grausamkeit der Prozedur verschärft hat, so liegt es jetzt auf der flachen Hand, daß der Antisemitismus zu jedem Opfer für die Über-

zeugung des Gegners, bereit ist. Die Neue Freie Presse ist sich treu geblieben, aber die in den Tagen von Polna dem Deutschen Volksblatt unterschobene Vision eines Ritualselbstmords hat ihre Verkörperung gefunden. Der Antisemitismus ist zu haben, er gibt sein Fleisch her fürs Hab und Gut; der Freisinn ist auch zu haben, aber er besteht wenigstens auf seinem Schein. Zum Fluchen ist keine Veranlassung. Fluch denen, die an der Zuverlässigkeit des Herausgebers der Neuen Freien Presse in zwei Fällen zweifeln. Für zwei Namen, die er nicht eitel nennt und nicht für schweres Geld, lebt und stirbt sein Glaube. Er fürchtet mich und schweigt Adonai ¹ tot.

* * *

DIE POSTBESCHWERDE

»Ein Offizier schreibt uns: Sehr verehrte, löbliche Redaktion! Gestatten Sie einem Abonnenten, der täglich die Zeitung mit *Interesse* liest, einen *interessanten Beitrag* zu Ihrem Kapitel 'Postbeschwerden' *beizutragen*, welcher augenfällig beweist, daß wir *punkto* Zopf weit hinter dem Reich der Mitte zurückstehen. *Meine Mama* erhält am 30. Dezember, 10 Uhr *nachts*, einen Expreßbrief des Inhalts, sie solle gleich zu ihrer *in Ungarn an einen Oberleutnant verheirateten Tochter kommen, da selbe an einer schweren Lungenentzündung erkrankt sei. Meine Mama*, die mit ihrer 83jährigen *Mutter* zusammenwohnt, packte im Laufe der Nacht alles Nötige ein, schrieb, da sie in zwei Tagen ihre Pension erwartete, *eigenhändig* eine Vollmacht, adressierte sie an das zuständige Postamt 45, Hetzgasse, worin sie bat, alle Gelder ihrem in Wien verheirateten Sohn, *das bin ich*, auszuzahlen. Am 2. d. kam die Pension, der Briefträger erklärte, ebenso wie das Postamt, die Vollmacht für ungültig, da sie nicht auf einem am Postamte erliegenden Blankette ausgefertigt sei. Ich begab mich in Uniform mit Legitimation hin — alles umsonst. Ein freundliches Achselzucken. Mir wurde nur mitgeteilt, daß der '*ganze Akt*' bereits an die Direktion geleitet sei, das Geld aber unbedingt nicht ausbezahlt werde, sondern liegenbleibe. Aber auch nach Ungarn könne es nicht gesendet werden, das Geld bleibe liegen. Nun hatte meine Mutter, *wie jedermann*, am Beginne des neuen Jahres und neuen Monates mannigfache pekuniäre Verpflichtungen, die *ich nun gezwungen bin*, um *meiner Mama* weitere Unannehmlichkeiten infolge von unbezahlten Rechnungen zu ersparen, *für sie einstweilen von meinem Gelde zu bezahlen*. Wie nun, wenn ich nicht in Wien zufällig in Garnison wäre? Ist hier der *hohe Schimmel* nicht etwas zu scharf gezäumt?«

Mama, ein anderes Weltbild! Ich möchte ins Reich der Mitte, auch wenn es *punkto* Zopf, oh wie traurig ist das hier, die Post stellt 10 Uhr *nachts* Briefe zu, in denen so etwas steht, und dann weigert sie sich, Mama, schwere Lungenentzündung, die Post ist schuld, der Brief kam rechtzeitig, aber die Vollmacht war ungültig, ich habe Fieber, nach Ungarn, wo sie an einen Oberleutnant verheiratet ist, echt österreichische Zustände, alles eingepackt, der hohe Schimmel, wer reitet so spät durch Nacht und Wind, der leibliche Sohn ist gezwungen, einstweilen von seinem Gelde, das muß in die Neue Freie Presse, zu

1 Der Gottesname im Judentum

Neujahr, wo alle kommen, auch der Briefträger, der den Brief gebracht hat —
Mama, gib mir die Sonne!

Razzia auf Literarhistoriker

Von *Karl Kraus*

Wo ich geh' und steh', wimmelt es jetzt von Literarhistorikern, also von Historikern, die in keinem Zusammenhange mit der Literatur stehen und darum nur Literarhistoriker heißen. Was soll ich mit den Leuten anfangen? Ich will die, die es schon sind, verstümmeln und darum die nachfolgenden verhindern. Ich will das Handwerk verächtlich machen. Ich will den Totengräbern zeigen, daß der Henker mehr Ehre aufhebt. Ich sammle die Fälle und bitte um Unterstützung. Stille Kreuzottern zu töten, ist schnöde und der steirische Landtag zahlt für jede zwölf — (hier will sich mir eine unerwünschte Ideenassoziation mit Herrn Rudolf Hans Bartsch ergeben). Ich zahle für jeden Literarhistoriker dreizehn Heller. Man folge mir in die Seminare, aber man scheue auch die Redaktionen nicht. Gerade dort nisten sie.

*

Wer es aber riskieren will, gar die Konversationslexikons auf Literatur hin anzusehen, kann sich um diese verdient machen. Ich meide den Anblick von Supplementbänden. Ich fürchte, daß darin Biographien der Herren Lothar, Wilhelm und Wertheimer enthalten sind.

*

Einmal habe ich mich dafür interessiert, wann Lawrence Sterne gestorben sei und wann — da es doch nun einmal der Fall ist — Max Kalbeck geboren. Ich fand, daß über diesen genau so viel stand, wie über jenen. Seit damals glaube ich, daß der Brockhaus, wenn er über die Entfernung der Kassiopeia von der Erde Auskunft gibt, von einer Clique bedient ist.

*

Über Jean Paul fand ich die Bemerkung, er sei eigentlich kein Dichter gewesen, bezeichnend sei ja hierfür, daß er keine Verse geschrieben hat. Seit damals glaube ich, daß die Sphärenmusik von Herrn Charles Weinberger ist und das Libretto der Welt von Buchbinder.

*

Einer, der's gut mit mir meint, vermißte meine Biographie. Er teilte mir mit, er habe die Firmen Meyer und Brockhaus darauf aufmerksam gemacht, daß sie von ihren Vertretern am Wiener Platz infam belogen werden, weil die Fackel, wenn schon nicht wie viele glauben, für den Geist, so doch für das Wiener Geistesleben immerhin mehr in Betracht komme, als die Werke des Herrn Dörmann. Die Firmen antworteten, daß sie sich auf ihre Vertreter verlassen müßten, und es blieb dabei, daß die Fackel selbst in der Rubrik »Wiener Zeitungswesen«, dem die 'Karikaturen' nachgerühmt wurden, fehlte. Zweifelt einer noch, daß ich die persönliche Sache aus anderen Motiven führe als weil sie das beste Beispiel für die allgemeine Unsachlichkeit ist? Glaubt einer noch, daß ich einen besseren Schulfall finde als mich? Mein Lebenslauf fühlt sich nur wohl dabei, wenn er von den Herren Arnold, Hauser und Necker nicht durch Beachtung aufgehalten wird. Der Strom mündet ins Meer und mit ihm fließt der Kehricht. Der Kehricht tut so, als ob's ihm der Strom zu danken hätte. Aber es dürfte wohl das Gegenteil der Fall sein.

*

Es werden erst dann bessere Zeiten kommen, wenn das Publikum endlich glauben lernen wird, daß ein Schuster echtere Beziehungen zur Lyrik hat, als eine Schuhfabrik oder gar ein Redakteur. Da solcher Glaube aber nie einreißen wird, so werden nie bessere Zeiten kommen. Also werden noch viele schlechte Lyrik—Anthologien kommen. »Deutsche Lyrik aus Österreich seit Grillparzer« hat einer ausgewählt und eine Berliner Verlagsfirma hat sie herausgegeben, jene, die den vornehmen Entschluß hatte, Speidel zu verlegen, den schlechten Geschmack, ihn von Herrn Wittmann zusammenstellen zu lassen, und den traurigen Witz, ihm den Dichter Zifferer nachzusenden. Die deutsche Lyrik aus Österreich aber hat ein anderer Redakteur besorgt. Und so ist es möglich geworden, daß in einer Anthologie österreichischer Lyrik keine einzige der Begabungen vertreten ist, die sich in der Fackel geäußert haben. So ist es möglich geworden, daß in einer lyrischen Anthologie Redakteure vertreten sind. Daß Herr Salten in ein Lyrikbuch gehört, ist noch begreiflich; denn er gehört auch in eine epische, in eine dramatische, in eine satirische und überhaupt in jede bessere kommerzielle Anthologie, ist er doch in der achtfachen Buchführung zuhause wie nur einer. Aber die Herren Handl und Wilhelm sind auch Lyriker und noch von vielen anderen Herren, denen mans bisher nicht zugetraut hätte, wird man mit Staunen erfahren, daß sie's über sich gebracht und für den guten anthologischen Zweck sich zur Lyrik entschlossen haben. Nicht so sehr durch das also, was sie vermeidet, als durch das, was sie bringt, ist diese Anthologie eine gegen die Fackel gerichtete Anthologie. Sonst werden solche Sammelwerke ziemlich unbedenklich zusammengestellt. Hier ist ein Gesichtspunkt, und nicht nur die Dichter, sondern auch der Herausgeber hat ein Profil. Recht erstaunt war ich aber, als ich bemerkte, daß der Moriz Necker nicht drin ist. Er ist eben doch kein Lyriker. So hat er sich wenigstens drüber geäußert. Zum Beispiel: daß die Verleger das Buch »mit vielen Porträts und erlesenem Geschmack ausgestattet haben.« Dieser Literarhistoriker aber bespricht es mit Anerkennung und Stilblüten. Auch meint er, daß sich nunmehr »die deutsche Lyrik in Österreich ebenbürtig neben ihre Brüder im deutschen Reiche stellen darf.« Ich dachte, sie habe dort nur einen und der sei eine Schwester. Aber kenne sich der Teufel heutzutage mit den Geschlechtern aus. Wer denn vermöchte einen Literarhistoriker von einem Blaustrumpf zu unterscheiden? Wie Kraut und Rüben in einer Anthologie, liegen heute die Unwerte des Lebens durcheinander, und was man nicht definieren kann, ist Lyrik. Das Dichterbuch aus Österreich könnte so bleiben wie es ist: nur mein Name müßte auf dem Titelblatt stehen. Auch ich habe ja die Handel—Mazzetti und Herrn Bartsch als Lyriker zur Geltung gebracht. Ich würde auch die Proben des Herrn Felix Dörmann nicht scheuen, den Herr Necker, frisch gewagt ist halb gewonnen, den »Schüler Baudelaires« nennt. Auch ich ließe mich bei der Auswahl der österreichischen Dichter »von rein künstlerischen Gesichtspunkten leiten.« Es sollte mir ein Kontoauszug der Betriebsamkeit werden, und ich wette, er gliche aufs Haar der »Deutschen Lyrik aus Österreich seit Grillparzer.« Herr Necker brauchte sich um keinen neuen Waschzettel zu bemühen. Und vor allem ein Satz, den er geschrieben hat, wäre eines buntbewegten Inhalts treffender Ausdruck. Einer von jenen Sätzen, die ewig sind durch die Unbewußtheit dessen, was sie enthalten. Er spricht nämlich von Lyrikern, »die sich schon jeder ihren Platz auf dem Parnaß gesichert haben.« Welch ein Januskopf von einem Satz! Hier hat die Sprache einen Reporter verzaubert, und das Wunder geschah, daß einer, der ausging zu segnen, den stärksten Fluch fand, der eine Horde von Parnaßeinschleichern treffen konnte. Gewiß, sie haben sich schon jeder ihren Platz auf dem Parnaß gesichert. Im Vorverkauf, mit Agio, mit Überredung, mit

Rippenstößen, mit Protektion. Weil sie sich angestellt oder weil sie die Billeiteure des Parnaß bestochen haben. Oder weil ihr penetrantes Dasein jeden Widerstand hoffnungslos macht.

*

Der Parnaß ist aber eigentlich ein Berg, und ich möchte jetzt nicht auf dem Semmering wohnen. Nicht wegen der Tuberkeln, aber wegen der Talente. Ein Berliner Verleger ist angekommen und nunmehr sollen die Hotels dort oben den deutsch—österreichischen Anthologien gleichen. Herr Sami Fischer könne keine Stunde mehr am Busen der Natur ruhen, ohne daß ihm die Literatur den ihren hinhält. Zweihundert fein differenzierte Begabungen, die aber untereinander nicht zu unterscheiden sind, haben sich schon jede ihr Zimmer gesichert. Lungern ihm vor der Tür, laufen voran, lauern im Walde. Zaubern dem Verleger die Wunder der Natur vor, kopieren den Hahnenschrei, um ihn zu wecken, machen ihm das Echo, melken ihn. Auf den Waldwegen, wo sonst nur Stullenpapiere und Kurszettel vorkamen, liegen jetzt Kontrakte herum, und der Semmering, diese idyllische Zuflucht der Börseaner, ist zur Börse geworden. Das hat der Mann vor fünfundzwanzig Jahren sich nicht träumen lassen, und wenn er, nachdenklich wie er ist, die Zeiten vergleicht, mag er finden, daß zwar die Literatur mehr trägt, aber die Kommittenten der Möbelbranche bessere Manieren hatten. Wie verkennt mich der anonyme Esel, der mich neulich der Gemeinheit für fähig hielt, einem Verleger einen »Vorwurf« daraus zu machen, daß er früher ein anderes Geschäft hatte. Es war ein Angriff auf die Möbelbranche, die ich für nützlich, ja für unentbehrlich halte und der ich daher den Vorwurf nicht ersparen konnte, daß einer der Ihren sich auf Romane geworfen hat. Das hat er jetzt davon.

*

Am Sonntag treibt ein L. Hfld. gottlose Dinge. Allen Warnungen zum Trotz behauptet er:

Das ganze ist in einem hübschen, fabulierenden Ton erzählt, halb poetisch, halb *nachdenklich*, und namentlich die galanten Erfahrungen des ahnungslosen jungen Königs sind von liebenswürdiger Anmut ... Kein lauter, übermütiger Humor, sondern einer von der stilleren, *nachdenklichen* Art, die lächeln macht. L. Hfld.

Ein anderer gleichen Namens, der sich aber schon L. Fld. nennt, behauptet wieder, daß der nachdenkliche Blick des Kainz—Monuments auf dem Totenschädel Yoricks ruht, weil Kainz den Blick immer nachdenklich auf den Totenschädel gerichtet gehabt habe. Auch da und dort noch wird Ähnliches gewagt. Selbst von der stillen oder zärtlichen Wiener Landschaft wird gesprochen. Mit mir werden aber die Herren nicht fertig werden. Ich werde es dahin bringen, daß man auf jeden, der sich so benimmt, mit Fingern zeigt. Wie wenn einer irgendwo in eine stille Landschaft hineingetreten ist und darauf diskret aufmerksam gemacht wird, so wird es künftig sein: Ein Herr wird er sucht, sich ohne Aufsehen zu entfernen, und wenn er noch nach den Gründen fragt und es selbst nicht spürt, wird ihm gesagt werden: »Sie haben eine nachdenkliche Art an sich, die anderen Herren beschweren sich.« Und wenn er remonstriert, wird ihm bedeutet werden, daß er von stiller Anmut sei, die lächeln macht und dann wird er hinausgeworfen. Wir wollen doch sehen, ob wir im Literaturteil nicht die Zimmerreinheit durchsetzen können, die sich im letzten Beisel von selbst versteht. Pfui Teufel!

*

Von Herrn Otto Hauser, einem Übersetzungsbüro, heißt es:

Otto Hauser ist eine Art Kardinal Mezzofanti für die deutsche Literatur, niemand weiß genau zu sagen, wieviel Sprachen er eigent-

lich beherrscht (einige davon so vollendet, daß er sogar eigene Gedichte in fremden Idiomen wagen durfte), aber nach seinen bisherigen Publikationen und der staunenswerten Leistung seiner Geschichte der Weltliteratur dürften es wohl mehr als zwanzig sein.

Ich möchte bei Herrn Hauser nicht übersetzen lassen, finde aber sein Wagnis, eigene Gedichte in fremde Idiome zu übersetzen, sympathisch. Mit den Übersetzern ist eine eigene Sache. Sie glauben immer, es genüge, wenn sie die andere Sprache können. Darum ist es wirklich nicht viel, wenn Herr Hauser zwanzig Sprachen beherrscht, und wir, die nur deutsch sprechen, können uns dann eben zwanzigmal schwieriger mit ihm verständigen. Was haben wir denn davon, daß Herr Hauser Gedichte des Li—Tai—Po lesen konnte? Übersetzt er sie in eine ihm fremde Sprache, so ist es ein Trugschluß, zu glauben, sie seien nun deutsch geworden, weil sie nicht mehr chinesisch sind. Zwanzig Sprachen zu beherrschen, ist eine traurige Eigenschaft, die den, der sie besitzt, früh welken macht. Was hat er von seinem Leben, wenn er immer acht geben muß, daß ihm keine Verwechslung passiert? Unter allen Umständen mag eine solche Gabe den Betroffenen oft in Verlegenheit bringen, weil sich die Passagiere nur zu leicht versucht fühlen, ihn auch nach den Zugverbindungen zu fragen. Nie jedoch würde es mir in den Sinn kommen, mir von einem athenischen Hotelportier die Odyssee übersetzen zu lassen. Am tragischen Fall Trebitsch hat es sich gezeigt. Zwischen dem Englischen und dem Deutschen war plötzlich jede Verständigung unterbrochen, und wenn wir auch nicht gerade bedauern mußten, daß uns die Kenntnis des dubiosen Herrn Shaw erschwert wurde, so war doch am Deutschen eine unerlaubte Handlung verübt worden. Wozu übersetzen? Es heißt eine Fliege mit zwei Schlägen treffen. Die Herren sollen, wenn sie Courage haben, in Privathäusern Lektionen geben. Daß sich mit dem Deutschen nicht spaßen läßt, weiß ich zufällig. Mir kanns ja egal sein, was mit dem Portugiesischen geschieht. Wenn sich aber zwanzig Sprachen von Herrn Hauser beherrschen lassen, so geschieht ihnen recht.

*

Aus einer Literaturkritik:

Kein Zweifel, die Novellenfolge bietet ein gutes Diner: die obligate Suppe, diskret, nur ein paar Löffel, ein Glas Sherry darin — ein sanfter Fisch, ein leicht verdauliches Entree, ein sorgsam gebratenes Fleisch mit der Jahreszeit entsprechenden Gemüsen — noch eine Platte Spargel, dann Eis —; aber, wie nach solchen Dinern, ist man am Ende des Buches noch hungrig. Es war alles ganz gut, aber es war nichts, wobei man sagen müßte: deliziös! Oder um diesen prosaischen Vergleich zu beenden: Der »Falke« dieser Novellen ist ein ausgestopfter, ein konservierter Falke ... Sorrent, das Meer — das ist mit echter Meisterschaft gemalt. Knapp, statt gedankenvoll. Lassen die anderen Erzählungen zuweilen daran denken, daß die Vorwürfe zu ihnen Brosamen von einem reichen Tisch sind — der »kindliche Knabe« ist vollwertige Produktion.

Bitte auch etwas Speisepulver!

*

»Dichtung und Dichter der Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte« von Albert Soergel. Mit 345 Abbildungen. A. Voigtländers Verlag, Leipzig. »Meiner Braut gewidmet« — Solche Intimitäten werde ich dem Herrn bald abgewöhnt haben. Daß die Fortpflanzung der Literaturhistoriker nicht erwünscht ist und tunlichst erschwert werden soll, habe ich

bereits zu verstehen gegeben. Heiratet dennoch einer, so erspare er dem Publikum die Anzeige! Wäre ich ein Weib und fiele auf mich die Wahl, den Sörgel glücklich zu machen, weiß Gott ich überlegte mirs nach diesem Buch und täte es nicht. Über den Stil des Buches ist weiter nichts zu sagen, als daß die Befassung des Herrn Sörgel mit der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte purem Übermut entspringt. Oberflächlich, wie ich bin, habe ich nur geblättert. Das tue ich immer und muß bekennen, daß ich mich eigentlich nur in meine eigenen Bücher vertiefen kann. Hotelrechnungen und Literaturgeschichten überfliege ich; und merke doch sofort, wenn dort zu viel aufgeschrieben ist und hier zu wenig. Und kenne doch den Sörgel viel besser als irgendeiner, der ihn studiert hat. Versenkte ich mich in ihn, so wäre ich bald unten durch; aber wenn ich ihn nur flüchtig berühre, so haben wir beide einen Jux davon. Ich behaupte also infolge oberflächlicher Kenntnis des neunhundert Seiten starken Werkes, daß es im Stil eines chefs de reception geschrieben ist, der aus den kleinen Verhältnissen von Zwickau (Sachsen) ohne Übergang in ein Hotel in Ostende geriet und sich dort einfach nicht auskennt. Er kommandiert mit den Leuten herum, belagert ihnen die Tür, wenn sie nicht auf die Minute die Wochenrechnung zahlen, will sie — in Ostende — eegalganz auf ihren Leumund prüfen und es kommt überhaupt zu peinlichen Weite rungen zwischen Zwickau und dem großen Leben. So scheint mir das Buch geschrieben. Alles was er über die Schönheit der Gegend in Reisebüchern gefunden hat, weiß das Männeken herunterzuschmattem, und ist dabei objektiv.

»Nur so kann, meine ich, der Leser die literarischen Geisteskämpfe wirklich noch einmal erleben — als unparteiischer Zuschauer oder als Mitkämpfer auf der einen oder andern Seite: dem Leser ist oft die Wahl gelassen.«

Badeabonnements, Eintrittskarten für den Gletscher besorgt die Direktion, Warmwasserheizung, Freiluft— und Liegekuren, photographische Dunkelkammer, eigene Hochwildjagd, feinstes Orchester, Lift, Forellenfischerei im Hause. Wie gewissenhaft und gerecht aber der Sörgel in der Literatur die Werte unterscheidet, beweist er hinreichend. Zum Beispiel:

»Eine Zeitlang löste der Name Max Dreyer den Namen Otto Ernst aus. Nicht, daß Otto Ernst später als Dreyer *in der Literatur heimisch* wurde, mit ähnlichen Werken wie *der Rostocker*, nein: schon 1888 erschien von dem Hamburger Volksschullehrer Otto Ernst Schmidt ein Band Gedichte, ein Jahr später ein Band Essays ... Aber eine Zeitlang zwang das Volksschullehrerdrama 'Flachsmann als Erzieher' an das Schauspiel vom 'Probekandidaten' zu denken und eins mit dem andern zu vergleichen. *Diese Gedankenverknüpfungen* schwinden jetzt. Das Bild des Dramatikers Otto Ernst verblaßt, *der Plauderer*, der Erzähler, der Lyriker gewinnt. Zum Glück.«

Über allem aber strahle das »Lächeln eines unbeirrten Optimismus«. Und nicht bloß, weil der Herr Otto Ernst geglaubt hat, »Die Liebe höret nimmer auf« werde im Burgtheater Kassa machen. Von Hermann Bahr »führen manche Fäden« zu dem nur wenig älteren Schnitzler. Aber ich durchschneide sie. Wedekind gegenüber kommt sich natürlich ein Hotelsekretär als Dichter vor. Denn

»wenn Wedekinds Personen reden, dann reden sie ein schwulstiges Papierdeutsch, das halb der schlechten Zeitung, halb dem Kolportageroman angehört ... Dieser schwulstige oder stumpfe Stil ist mit daran schuld, daß Wedekinds Dramen, hintereinander gelesen oder gesehen, bald langweilig werden.«

Das schreibt der Mann, der sich »gezwungen« fühlt, Flachsmann als Erzieher mit dem Probekandidaten zu vergleichen und an beide zu denken. Solche Schweinerei ist heute in Deutschland möglich und wird dank ihr selbst und dank den schönen Bildeln, die ihr beigegeben sind, massenhaft unter den deutschen Familien abgesetzt. Vom Herrn Sörgel ist eben zu erfahren, was man über die modernen Dichter und Denker zu sagen hat, denn er hat nicht nur sämtliche Klischees und Waschzettel der letzten Jahrzehnte gelesen, er weiß auch, wer bei den Gründungen der Literaturvereine in den achtziger und neunziger Jahren im Gasthaus dabei war und daß eine hochfeine Bowle getrunken wurde. Er weiß Bescheid und tut ihn. Er hat sich sogar ein Porträt des Herrn Felix Holländer verschafft, der Sappermenter! Er weiß auch, daß dem Herrn Hanns Heinz Ewers, jenem Commis voyageur ins Transzendente, fünf Seiten gebühren und Peter Altenberg zwei, Herrn Weigand sieben und Heinrich Mann drei, von den »Ausländern, die die deutsche Literatur entscheidend anregten«, d'Annunzio zwei Seiten und *Strindberg eine halbe Zeile*. Er weiß, daß in eine moderne Literaturgeschichte die delle Grazie und die Böhlau gehören, aber beileibe nicht die Else Lasker—Schüler. Er ist objektiv. Über Peter Altenberg hat er einen Geburtstagsartikel aufgepickt und dort gelesen, daß ihn die Wachmänner und Marktweiber in Wien kennen; er gibt nicht die Quelle an, aber er bestreitet es wenigstens nicht. Er hat dort auch erfahren, es sei Altenbergs Wunsch, »daß die Seele durch ihn an Terrain gewinne«; er nimmt Notiz davon. Er weiß auch auf den ersten Blick, den er selbst auf die erste Seite eines Altenbergschen Buches geworfen hat, daß dort Mandarinenschalen gekaut werden; er erkennt, daß es ein sonderbarer Heiliger sei. Dieser Sörgel schreibt einen einheitlichen Stil, nämlich den Stil von fünfhundert gleichwertigen Literaturreportern, deren Meinungen ihm zugänglich und geläufig wurden. Er ist objektiv. Er kann sich die letzten Jahrzehnte ganz ohne mich denken. Während ich so ungerecht bin, mir die letzten Jahrzehnte ohne den Sörgel nicht denken zu können. Er gehört hinein. Ich würde ihn um keinen Preis totschweigen. Daß ich ihn nenne, wird mir bei der Presse nicht schaden. Würde der Sörgel, dem man Uninformiertheit nicht nachsagen kann, meiner Tätigkeit nur mit einer Silbe gedenken, würde er auch nur mit einem Achselzucken zu verstehen geben, daß er um sie weiß, es hätte dem Weihnachtsgeschäft, das mit seiner Literaturgeschichte gemacht wurde, geschadet und wäre bis zur Ostermesse nicht von Vorteil. So muß sich Sörgel damit begnügen, von mir seine Meinung über Herrn Harden zu beziehen. Wenig genug und auch das in plumpster Fassung. »Eine rätselhafte Natur!« schreibt Sörgel zunächst hin. Mehr wußte er nicht. Da kam ich und löste das Rätsel in nichts auf. Noch nannte Sörgel den Mann einen »Meister der Antithese«, aber er wurde durch die Lektüre meiner Aufsätze unterbrochen, in denen an einem von Gesundheit strotzenden Stil der Bandwurm festgestellt erschien. Sörgel, ein Meister der Antithese, verband nun die höchste Anerkennung, die einer Sprache zuteil werden kann, mit einem Tadel, der die Sprache zur lästigen Rede herabsetzt. Er ist eben objektiv. Natürlich fällt es mir nicht ernstlich ein, die Meinungen, die man mir so jahraus jahrein abschöpft, zu reklamieren. Nicht daß die Leute, deren Lippen noch vom Trunke feucht sind, die Quelle nicht angeben, aber daß sie deren Existenz leugnen, vergiftet die Quelle! Solch ein Sörgel hat immer recht. (Ich kann beeden, daß an dieser Stelle der Setzer »Tölpel« gesetzt hat, und ich habe den Druckfehler »Sörgel« daraus gemacht.) Er ist objektiv und konsequent. Denn das Benehmen der Leute mir gegenüber, der ihnen nichts getan hat, ist immer die Antwort darauf, daß ich ihnen etwas tun werde. Herr Harden ist im Buche des Sörgel mit

der Feder in der Hand photographiert — aha ein Schriftsteller —, von mir ist nur die Feder übernommen und vom Sörgel gar nur die Hand.

*

Man muß ihr für drei Zitate dankbar sein. Zwei davon bringt Sörgel mit ernster Miene. »Wir sind die Dichter des Niedergangs, des Abends, des Versinkens ...' sagte Verlaine in Paris zu Rudolph Lothar.« Und tief erschüttert über diese ganze Richtung setzt Sörgel schlicht hinzu: »Dichter des Versinkens, Dichter der Decadence!« im Tone von »Weit gekommen!« Oder wie wenn der Vater in Zwickau dem Sohne vorstellt, was aus ihm noch werden werde. Wenn aber Herr Rudolph Lothar, zu dem gottlob viele Leute etwas gesagt haben, nicht Verlaine interviewt und es in einem Blatt des Abends veröffentlicht hätte, wir wären um den ganzen tief bewägten Abschnitt gekommen. Dagegen ist es dem Tatsachensinn des Autors gelungen, ein Dokument zu entdecken, dessen Komik er zwar nicht versteht, dessen Abdruck aber verdienstlich ist. Es zeigt, aus welchen Hohlräumen anno 87 in Berlin der Vorsatz einer modernen Entwicklung entsprungen ist, wie sinnlos das ganze Geschwätz über Richtungen in der Literatur und wie unerhört etwa die Zumutung ist, die Existenz eines Gerhart Hauptmann auf die damaligen Vereinsbeschlüsse zurückzuführen. Herr Sörgel bringt »zwei Seiten aus dem Protokollheft des Vereins 'Durch', Sitzung vom 22. April 1887« in Faksimile. Der verstorbene Leo Berg — der gewiß über dem Niveau der Debatte stand — hatte einen Vortrag über die Begriffe Naturalismus und Idealismus. gehalten:

... Aus der Debatte, welche zahlreiche willkürliche und dem Sprachgebrauch entgegengesetzte Definitionen hervorbrachte, rangen sich schließlich etwa folgende Anschauungen empor, die von Wille, Lenz, Türk und wesentlich auch Münzer vertreten wurden:

1) Idealismus ist eine Richtung der künstlerischen Phantasie, welche die Natur nicht, wie sie *ist*, darstellt, sondern wie sie irgend einem Ideal gemäß sein *sollte*; (Anstands Ideale der alten Griechen, des höfischen Rittertums, des modernen Salons).

2) Naturalismus ist die entgegengesetzte Geschmacksrichtung, welche die Natur darstellen will, wie sie *ist*, dabei aber in tendenziöse Färbung verfällt und mit Vorliebe das auswählt, was *nicht* so ist, wie es sein *sollte*, also das ästhetisch und moralisch Beleidigende.

3) Realismus ist diejenige Geschmacksrichtung, welche die Natur darstellen will, wie sie *ist*, und dabei nicht in Übertreibung verfällt. Der Realist weiß, daß die Wahrheit allein frei macht; sein Ideal ist daher Wahrhaftigkeit in der Darstellung. Durch die objektive Betrachtung der gesellschaftlichen Verhältnisse wird ferner der moderne Realist in eine Gemütsverfassung geraten, welche ihn über die Stoffe seiner Darstellung eine eigentümliche Beleuchtung ausgießen läßt (Gerechtigkeitsgefühl und Erbarmen). Der Realismus ist also ideal, aber nicht idealistisch; er stellt ideal dar, aber nicht Ideale.
Bruno Wille.

Wenn der Referent einer Berufungsverhandlung über die Weltschöpfung den Standpunkt Gottes zu erläutern hätte, er könnte es auch nicht übersichtlicher tun. Man machte sich anno 87 über die Kunst Gedanken. Aber es waren weder die bis dahin schon gedachten noch die eigenen. Dagegen spürt auch ein Sörgel den Humor dessen, was ungefähr um jene Zeit über Herrn Dörmann ernsthaft soll geschrieben worden sein:

Die Wollenskraft, im Durst nach Sensationen zerspellt, hat eine Mischung mit dem potenzierten Kohäsionsbedürfnis eingegangen zu raffinierter Geschlechtlichkeit ... Die sensationale Verdampfung der lebendigen Schwingungseindrücke auf dem Schwingungsskelett entspricht deutlich der Langsamkeit der psychophysischen Tätigkeit.

Vielleicht hat indes Herr Sörgel, der so viel Ernstes nicht humoristisch nimmt, hier eine Parodie ernst genommen. Jedenfalls könnte — in Lob oder Tadel — auch nicht annähernd Ähnliches heute über das Libretto des »Waltertraums« gesagt werden. Woraus man ersehen mag, daß sich die Zeiten ändern und wir mit ihnen, und nur die Literaturhistoriker nicht.

*

»Der Dichter muß fähig sein, mit leicht hingaukelnder Phantasie ... «

verlangt der Professor Oskar Walzel. Aber das ist nur die übliche Verwechslung der Dichtkunst mit der Literaturgeschichte.

»Da ist ebensoviel ungewollte Naivität wie frische Keckheit der Erfindung.«

Nie beim Dichter, immer bei der Literaturgeschichte!

»Frei schaltet die Phantasie mit den widerspruchsvollen Stücken der Überlieferung.«

Doch nicht bei einem Dichter, sondern bei der Literaturgeschichte?

»Vom schweren rotgoldenen Haar und der weißen hohen Stirn bis hinab zu den Füßen, die zart gegliedert waren wie ihre Hände, steht die Göttin in jeder ihrer Bewegungen scharf umrissen vor dem Leser.«

Muß ein sauberer Kitsch sein, diese Novelle, wie geschaffen für die Literaturgeschichte.

*

Aus einem Aufsatz des Herrn Professors August Sauer über einen ganzen Viehwagen von Literaturgeschichten:

... Die Urteile im einzelnen sind mitunter ungerecht, so wenn Brentano ... jede künstlerische Zucht abgesprochen, *dagegen Jean Paul zum siebenten Klassiker emporgeschraubt wird.*

... Von Fritz Stavenhagen, Charlotte Niese, Otto Ernst ... Theodor Suse ... Marie Hirsch u. a. *werden sehr anschauliche Charakterbilder entworfen.*

... Neben dem Herausgeber (Adam Müller—Guttenbrünn) begegnen uns in Stefan Milow, Marie Eugenie delle Grazie und Otto Hauser, die jenen Gegenden entstammen, *Namen von gutem Klang.*

... Die *höchst subjektiven barocken Aphorismen Baudelaires* werden dadurch *kaum genießbarer.*

... Unsere Schule kann nur gewinnen, wenn die Schüler nicht bloß mit den Meistern der Vergangenheit, sondern auch mit den großen Geistern der Gegenwart vertraut gemacht werden und *ihr von den dazu berufenen Lehrern ein vorläufiger Standpunkt zu den brennenden Fragen unserer Zeit* gegeben wird.

*

Dem verstorbenen Schweizer Dichter J. V. Widmann sind in Wien zwei dicke publizistische Tränen nachgeweint worden. Den Herren Max Kalbeck und Anton Bettelheim war er gestorben. Sie veröffentlichten Briefe und Erinnerungen und ihnen schließt sich mein Necker an, indem er schreibt:

Die Freunde des liebenswürdigen Dichters der »Maikäferkomödie« konnten sein Andenken nach seinem unerwartet schnellen Tode am 7. November v. J. nicht besser als durch die Veröffentlichung einiger seiner Privatbriefe ehren ... Man darf voraussagen, daß Widmanns Briefe, einmal gesammelt, sein schönstes Buch bilden werden. Wenn ich nun auch die zwei einzigen Briefe mitteile, die ich von Widmann besitze, so glaube ich, daß sich dies durch den Inhalt selbst rechtfertigen wird.«

Auch ich schließe mich an und glaube, daß in der Briefsammlung ein Schreiben nicht wird fehlen dürfen, dessen Publikation sich gleichfalls schon jetzt durch den Inhalt selbst rechtfertigt. Es ist nicht an mich gerichtet, kann deshalb umso bequemer vom Neuen Wiener Tagblatt abgedruckt werden. Es wird aber vor allem die Wiener Korrespondenten Widmanns selbst interessieren, und da nur sie die Vorgeschichte dieses Schreibens kennen dürften, so möchte ich die Herren, die um das Andenken des Schweizer Dichters bemüht sind, um Aufklärung über die folgende Angelegenheit bitten. Widmann, der schon darum ein Dichter war, weil er die Gabe hatte, sich im Bekenntnis seiner Irrtümer zu verjüngen, und der Otto Weininger in vier Essays für ein Feuilleton Abbitte geleistet hat, hatte in seinem 'Berner Bund' vom 5. Februar 1911 einen Aufsatz über »Heine und die Folgen« veröffentlicht. Diese in Nr. 317 / 318 der Fackel zitierte Besprechung enthielt viele Sätze, die Anerkennung bezeugten und fast etwas wie die schamvolle Dankbarkeit des journalistisch gebundenen Künstlers, welcher einem begegnet war, der um Freiheit und Bedingung weiß. Merkwürdig widersprachen solchen Zugeständnissen abfällige Wendungen über mein literarisches Vorleben und die offenbare Desorientiertheit, die freudig erstaunt annahm, daß hier, wie's häufig vorkomme, ein ehemaliger Bandit sich als Polizist hervorragend bewähre, daß in »Heine und die Folgen« einer, der selbst das Handwerk betrieb und »vielen trefflichen Männern Österreichs« Unrecht getan habe, nun auf einmal sich zum Richter der üblen Zunft mache, und daß »der als satirischer Denker und schlagfertiger Stilist immer mehr zur Geltung gelangende österreichische Schriftsteller Karl Kraus sich in ehrlichen Stunden — oder wenigstens Minuten — gewiß selbst eingestehen wird, daß auch er als Redakteur usw.« »Man mag also über Kraus denken, wie man will und kann«, schloß Widmann, »diese seine Broschüre ist eine Leistung usw.«

Ich erwiderte:

Man mag über Kraus denken, wie man will und kann — wenn man denken könnte, würde man schon anders wollen —, das eine muß er sagen: Herr J. V. Widmann hat hier ein rechtschaffenes Bekenntnis abgelegt, das — ein gutes Pendant zu der letzthin zitierten Berliner Meinung — ihm die Ungunst der Feuilletonbuben zu ziehen wird. Aber es würde ihm wahrlich nicht gelingen, nachzuweisen, daß ich vom Banditen zum Polizisten avanciert bin und in Erkenntnis meiner »journalistischen Sünden« mich plötzlich und zur allgemeinen Überraschung als Bekämpfer des Journalismus zu etablieren begonnen habe. Ich kann ruhig sagen, daß ich noch keine einzige »ehrliche Stunde« gehabt habe, in der ich mir etwas eingestehen mußte, z. B. ich sei »in den Mitteln sensationeller Tagesschriftstellerei bisher so gar nicht wählerisch« gewesen. Ich ahne nicht, mit wem Herr Widmann mich verwechselt, und ich glaube ernstlich, daß er erst durch den verlegerischen Begleitzettel auf mich aufmerksam geworden ist. Den trefflichen Österreicher nenne er mir, dem ich Unrecht tat. Was ich zu bereuen habe,

sind Überschätzungen. Den »schadenfrohen, gassenbubenhaften Wortwitz« Heines weise er mir nach. Einen einzigen Witz, der nicht ein Blutstropfen wäre! Als ob sich Witz gegen Heine wenden könnte, wenn er Witz von seinem Witze wäre! Als ob das Vergnügen, das die Wiener Kaffeehaussippe an ihm hat, ein Beweis wäre für die Gemeinheit seiner Herkunft. Ich glaube, mit dem Satz: »Man mag über Kraus denken, wie man will« muß heute jede Anerkennung beginnen, die die Würde mir spendet. So viel Seiten dreihundertsechzehn Nummern der Fackel haben, so oft habe ich den Satz schon gehört, und immer war eine andere Leistung von dem weiten Gebiet ausgenommen, worin man gegen mich sein durfte. Je nach den Beziehungen, Gewohnheiten und Vorurteilen der vorsichtigen, einschränkenden und zugebenden Herren. Wenn ich diese Dennochs summierte, und nicht schon größenwahnsinnig wäre, ich würde es unfehlbar werden.

Als ich nun kürzlich in Innsbruck eine Vorlesung hielt, war auch Carl Dallago aus Riva anwesend. Der machte mir eine Postkarte zum Geschenk. Und erzählte deren Vorgeschichte. Ihn hatte — es gibt unter zehntausend Schreibern, wens hoch kommt, einen, aber der eine findet sich dann: der einen Glauben durchhält, und der bereit ist, sich Feinde zu machen, um einem andern Freunde zu werben: ihn also hatte die Meinung Widmanns und hatte meine Antwort verdrossen. Er schätzte beide, glaubte aber nur den einen aufklären zu müssen. Auf ein ausführliches Schreiben erhielt er nach längerer Zeit erst — wenige Monate vor dem Tode Widmanns — die Antwort:

Bern, 11. Juli 1911

Sehr geehrter und lieber Herr!

Mein Schweigen auf Ihren Kraus—Brief hatte keinen andern Grund, als daß ich, mit Anwandlungen körperlicher Schwäche fortwährend kämpfend und doch täglich meine anstrengende Berufsarbeit erfüllend, zu einer alles erklärenden *ausführlichen* Antwort nicht Zeit und Kraft fand. Meine 70 Jahre machen sich halt geltend. Nur das Eine will ich anführen, daß ich über Kraus von Wien aus einseitig orientiert war. In seinem Kampf gegen Harden und Konsorten stehe ich ganz auf seiner Seite.

— — — — Mit freundlichem Gruß und Dank für die herzlichen Worte Ihres Briefes vom 9. Juli

Ihr — leider — *alter*

J. V. Widmann

Und nun soll sich der freiwillig melden, der's getan hat. Ich fixiere scharf den Kalbeck und auch den Bettelheim. Er soll sich melden — sonst bleibt mir die ganze Klasse hier!

Notizen

LESEABENDE

Der in Innsbruck am 4. Januar von der Halbmonatsschrift '*Der Brenner*' (Herausgeber Ludwig von Ficker) veranstaltete Abend, zu dem etwa fünfhundert Hörer, darunter viele aus anderen Städten Tirols, gekommen waren, wird

mir nicht als Erfolg, sondern als Überraschung in freundlichster Erinnerung bleiben. Im 'Brenner' selbst, der nicht nur weil er die einzige österreichische Revue mit literarischer Absicht ist, sondern auch durch die Tat sich schaden will, ist im 16. Heft des 11. Jahrganges (Innsbruck, 15. Januar 1912) mit einer Zeichnung von Max v. Esterle der folgende Essay erschienen:

*Vorlesung von Karl Kraus*¹

Man kann dem Wesen einer schriftstellerischen Persönlichkeit, deren Eigenart in ihrer Wirkung auf die Zeit zwar erkannt (und vielfach dort am gründlichsten erkannt ist, wo gleichzeitige Nicht—Anerkennung sich als Notwehr dieser Erkenntnis fühlbar macht), in ihrer ursprünglichen Bedeutung über das Zeitläufige hinaus jedoch erst vage empfunden wird, kaum besser in die Tiefe nachspüren als durch den Versuch einer Abgrenzung gegen Persönlichkeitsanalogien, die mit Recht und Verdienst zum Vergleich herangezogen werden. Die Vorstellung, daß die geniale Begabung keine Vorbilder hat, erscheint in jedem Betracht einleuchtender als die Erkenntnis, daß sie ohne Vorläufer kaum zu denken, geschweige denn in ihrem eigensten Wert zu verdeutlichen ist. Es klang, wie immer, bis heute paradox, doch nun bestätigt, wie immer, es die Zeit: Das Talent tritt »origineller« auf als das Genie. Es gibt sich vergeistigter als der Geist. Es ist abgeklärter als dieser, weil es sich aufgeklärter in die Welt setzt. Es hält mit einem raffinierten Illustrationsvermögen anscheinend sinnvoll ein Weltbild zusammen, das die simple Perustrationskraft des Genies scheinbar sinnlos zerschlägt. Wo zwischen schöpferischer Begabung und Talent die geistige Grundanschauung divergiert, liegt ja der Fall einfach und klar: es entsteht da in der Regel jenes banale Verständnis einer Unebenbürtigkeit, das dem Kulturverwerter zunächst den Vorzug vor dem Kulturumwerter, dem ewigen Weltverbesserer vor dem zeitentbundenen Weltverstörer [Weltzerstörer?] gibt. Wo indes die Vollreife eines Talents, in dem das Geniale irrlichterliert, der Unreife eines nachgeborenen Genies, das vom blitzenden Talent oft schwer zu unterscheiden ist, auf der Oberfläche einer geistigen Verwandtschaft begegnet, entsteht mit Vorliebe jenes fatale Mißverständnis einer Ebenbürtigkeit, das den Vorläufer als den Erfüllenden, den Erfüllenden als den Nachläufer begreift, das der Priorität in jedem Fall das Recht auf Originalität zugesteht und den Grad der geistigen Verwandtschaft an der Zufälligkeit gedanklicher Übereinstimmungen, der Ähnlichkeit gedanklicher Formulierungen, nicht an der Spannweite der geistigen Naturelle mißt. Man hat Karl Kraus mit Swift, mit Talleyrand, mit Lichtenberg verglichen. Man hat ihn mit Saphir und Oskar Blumenthal verglichen. Und zwischen den beiden Polen dieser Vergleichsbedürfnisse, die immerhin mehr als das Problematische seiner Bedeutung fixieren, bewegt sich nach wie vor das weite

1 Veranstatet als erster literarischer Abend des 'Brenner' am 4. Jänner im kleinen Stadtsaal zu Innsbruck. — Karl Kraus, nach beiden Abteilungen zu mehreren Zugaben genötigt, las im ersten Teil: »Der Traum ein Wiener Leben / Die Feuilletonisten plündern den Hausrat der Natur / Riedau und Lido / Ostende, erster Morgen / Ein Gedanke und sieben Kreuzer / Die Vision vom Wiener Leben / Vorstellung eines Tages der Kindheit / Die Welt der Plakate / Die Malerischen« — im zweiten Teil: »Die chinesische Mauer / Der Biberpelz / Der Deutlichkeit halber / Zur Erleichterung des Lebens.« [KK]

Flachrund eines kritischen Betriebs, das an Hervorragendem überhaupt nicht Anstoß, geschweige denn dazu Stellung nimmt. Die einzige literarische Vergleichsmöglichkeit jedoch heißt Lichtenberg. Wer Karl Kraus zu außerdeutschen Satirikern in Beziehung setzt, mag zwar diesen oder jenen charakteristischen Zug beleuchten, der heute schon das ungewisse Selbstporträt dieses einzigartigen modernen Schriftstellers zur künftigen Aufnahme in die Ahnengalerie der souveränen Spötter empfiehlt; insoweit aber diesen Vorfahren die Sprache nur das Mittel war, Ideen und Gedanken auszudrücken, die auch in einer Übersetzung zu vollem Leben erwachen, greift die Parallele fehl. Sie verkennt ein Grundelement des Kraus'schen Schaffenszwanges, das Besondere seiner Dialektik. Denn seine Gedankenwelt, die durch die Zudringlichkeiten eben jener Außenwelt, die sich durch Ideen fortbewegt, erst in Schwingung gerät, empfängt in ihren witzigsten Auslassungen wie in ihren visionärsten Gestaltungen ihre eigentliche Leucht— und Überzeugungskraft so sehr vom Geist der Sprache, der sie sich täglich neu entbindet, daß sie ebenso unübertragbar erscheint wie sein Stil, der den innersten Lebensnerv dieser Sprache in einer Weise bloßlegt, daß (wie Goethe sagt) jedem Wort der Ursprung nachklingt, wo es sich herbedingt. In Lichtenberg jedoch scheint in der Tat eine satirische Denkkraft vorgeboren, deren sprachliche Tektonik etwas von jenem elementaren Stilprinzip durchschimmern läßt, dessen völliges Erfühlen und Verdeutlichen — verbunden mit dem Mut, die eigene Vorstellungskraft den strengen Forderungen dieses sprachlichen Prinzips bedingungslos zu unterwerfen — Karl Kraus nicht bloß zu einem glänzenden Stillsten, sondern zu einem stilistischen und denkerischen Phänomen macht. Diese Gabe nun oder richtiger dieses Verhängnis, gleichsam den Geist der Sprache für sich denken zu lassen und ihm traumwandlerisch in die Labyrinth einer Vorstellungswelt folgen zu müssen, wo sich aufdämmernde Erkenntnisse nicht mehr rational begreifen, sondern wie Licht und Luft und alles, was ohne Anfang, ohne Ende und ohne Sinn und Unsinn ist, nur mehr geistig einatmen lassen — dieses bei aller Treffsicherheit scheinbar Zweck— und Ziellose einer schöpferischen Selbsterschöpfung, — das derzeit noch mystisch Verhüllte dieser vehementen Selbstentblößung ist es, das den originalen Wert des Verfassers der »Sprüche und Widersprüche« bedingt und ihn von allen Vorläufern, auch von dem völlig unpathetischen, mehr auf den Intellekt der Spekulation als auf den des Temperaments gestellten Lichtenberg unterscheidet. Den geeichten Kunststern aber ist gerade dadurch dieser unqualifizierbare Denkkünstler höchst verdächtig. Sie empfinden das Knarren der Angeln, aus denen hier eine Welt der flüchtigsten Erscheinungen gehoben ist, als die Leistung und den Energieaufwand von Haß und Liebe, der diesen flüchtigen Mikrokosmos künstlerisch perspektiviert und in überwirklichkeitsgetreuer Verzerrung festhält, als das Geräusch, und zwar als ein umso disharmonischeres Geräusch, je mehr sich dieser künstlerische Aufwand vom motivlichen Anreiz entfernt, je verbohrt in sich dieser Distanzierungstrieb erscheint. Sie erblicken darin nur den Bluff einer Methode, deren sinnfälliger antagonistischer Mechanismus (vielleicht nur weil er aus sich kein Geheimnis macht)

ihnen allzu plausibel und daher geistig leer zu laufen scheint. Diese so gründlich auf— und abgeklärte Zeit erkennt zwar den Lyriker, den Epiker, den Dramatiker (oft in abgegriffenen Exemplaren) als denkenden Künstler an, aber sie läßt den satirischen Gestalter ihrer Unkultur weder als Denker noch als Künstler gelten. Diese Zeit hat Hogarth und Goya, die grotesken Sittenschilderer ihrer Zeit und ihres Landes, als künstlerische Revolutionäre entdeckt und ihre große Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der neueren Kunst dem Verständnis erschlossen. Sie selbst aber verschließt sich dem letzten Verständnis einer in und aus ihr wirkenden literarischen Persönlichkeit, deren geistige Ätzkunst nur in dem graphischen Werke der genannten Bildkünstler ihresgleichen hat. Ist es nicht seltsam, daß sie den »Strichwitz« bei Goya als sublimen Reiz der künstlerischen Rhythmik zu würdigen versteht, während ihr das analoge Mittel, die Konzentrationskraft des künstlerischen Ausdrucks zu verdichten, bei Karl Kraus — nämlich sein Wortwitz — wider den Strich geht? Dort findet sie durch Witz und Pathos den dunklen Urgrund eines künstlerischen Wirkens erhellt, das dem eminent Zeitbefangenen des Sujets in einer oppositionell—persönlichen Darstellung den außerzeitlichen Rhythmus gab. Hier, wo der moderne Zeitgeist selbst die Reibungsfläche ist, an der eine stets sprungbereite, ins Dunkel ihrer geheimnisvollen Sendung geschmiedete Phantasie sich zu sich selbst befreit, indem sie sich zu Visionen entflammt, die wie blitzartige Erleuchtungen plötzlich in greller Schärfe, in weher Nähe und gespenstischer Losgebundenheit eine Welt aufspringen machen, die im stumpfen Licht des Alltags fern und verumumt, gleichgültig und unverrückbar daliegt — hier, wo sie keine lebendige Vergangenheit, sondern ihre verlebte Gegenwart attackiert fühlt, verliert diese Zeit die Witterung für das Außerordentliche eines Gärungserregers wie Karl Kraus. Hier wertet sie Witz und Pathos als Effektpole eines technischen Raffinements, während es in Wahrheit wie bei Goya die Affektpole einer Anschauung — zwar keiner geläufigen Welt—, doch einer ungeläufigen Mitweltanschauung — sind. Schließlich aber hat es seine tiefere Bedeutung, wenn der spitzfindige Kunstverstand einer Zeit, die die Lösung der Welträtsel im Kopf und ihre eigene Auflösung im Herzen trägt, einer künstlerischen Phantasie Gefolgschaft weigert, die ihm verruchterweise nichts mehr zwischen den Zeilen, aber alles über den Zeilen zu lesen übrig ließ. Denn aus der Notgedrungenheit dieses Unverständnisses, (das immerhin schon fühlen mag, daß hier ein Stein des Anstoßes sich allgemach zu einem Markstein auswächst), nicht aus der Beiläufigkeit von Mißverständnissen ist dieses Dasein Karl Kraus erst als ein Schicksal zu begreifen. Diese grundlegende Erkenntnis läßt sich nun freilich nur aus einer gründlichen Kenntnis der Gesamtleistung schöpfen. Der Vortrag einzelner, zum Teil natürlich auch mehr wirksamer als in tieferem Sinn charakteristischer Bruchstücke kann diesen entscheidenden Eindruck kaum vermitteln. Ja, es fragt sich, ob der Umstand, daß sich hier eine tief absonderliche, immerhin noch vieldeutige Erscheinung, von der nur feststeht, daß sie im gegenwärtigen deutschen Schrifttum ohne Beispiel ist, dem Publikum gewissermaßen von ihrer zugänglichsten Seite zeigen muß, den Zugang zu dieser

Erkenntnis nicht vielmehr verlegt. Die lebhafteste Anerkennung, die Karl Kraus als Interpret seiner Schriften findet und die ihm auch hier von einem überraschend zahlreich versammelten Auditorium spontan gespendet wurde, vermag mich in dieser Ansicht nur zu bestärken. Denn in mir wurzelt das Gefühl, daß ein gut Teil dieses Beifalls dem prompten Auffassungsvermögen entspringt, mit dem das Publikum an einer im Tiefsten schwer verständlichen Persönlichkeit zunächst das Wirksame ihres Mißverständlichen aufgreift — das heißt: jenes unmittelbar Verständlichen, das ihr tiefstes Wesen mehr verschleiert als enthüllt. So wird z. B. der minder orientierte Hörer, der einem »Humoristen« sein willfähriges Entgegenkommen zu bekunden wähnt, hinter der grotesken Laune, die jene drastischen Satiren wie »Die Welt der Plakate«, »Der Biberpelz«, »Der Traum ein Wiener Leben« schuf und vortrug, schwerlich das Pathos einer Weltbetrachtung wittern, dem die ernst und einsam ragende Kulturtat der dreizehn Fackel—Jahrgänge zu danken ist. Die volle Harmonie dieses Verbundenseins zweier scheinbar unvereinbarer Ausdrucksextreme wird gewiß nur jenen eingehen, die die tragische Resonanz einer solchen Weltbetrachtung auch noch aus ihren heitersten Varianten herauszuhören vermögen. Mit umso größerem Nachdruck aber ist nach dieser prinzipiellen Feststellung hervorzuheben, daß der Abend gerade dem Kenner des Kraus'schen Schaffens eine Überraschung bot. Es erwies sich nämlich, daß in der äußerst luziden Art des Vortrags, der hell, scharf und eindringlich — ohne eine Spur jener Sonorität, auf die die Brusttöne der Überzeugung angewiesen sind — im wesentlichen mehr das Wie als das Was der Gestaltung betont, einige Glossen und aphoristische Betrachtungen zu besonderer Geltung kamen, denen man diese zarte Leuchtkraft kaum zuge- traut hätte. Wie etwa »Tag der Kindheit« und »Ostende, erster Morgen«: an welchem letzterem Beispiel besonders klar wurde, wie sehr die eigenartige Reizempfindlichkeit, die diese kleinen satirischen Gebilde konzipiert, jener des Lyrikers verwandt ist. Die energischste Zusammenfassung aller jener Momente, die auch dem Ahnungslosen eine Ahnung von der wesentlichen Bedeutung dieser Kampfnatur vermitteln können, bedeutete der Vortrag der »Chinesischen Mauer«: Hier, wo Karl Kraus es wagen durfte, Zitate aus Shakespeare und aus der Apokalypse in einer Weise anzubringen, daß sie wie aus seiner eigenen Schöpferglut gehoben scheinen; hier, wo in dem visionären Feuer der Paraphrase der stoffliche Anlaß wie zu Asche verbrennt; hier, wo ein elementares Ethos zu jener bezwingenden Gebärde ausholt, die einer Moral, die davon lebt, ihren Bekennern die Hölle auf Erden heiß zu machen, ihren Himmel auf Erden verhängt — hier, wo nur mehr der Rhythmus einer schöpferischen Leistung sprach, hier konnte auch der allgemeine Beifall nur dem künstlerischen Einklang von Vortrag und Gestaltung gelten.

Wir danken Karl Kraus, daß er unserer Anregung, in Innsbruck zu lesen, gefolgt ist, und hoffen, daß er gelegentlich auch einer neuerlichen Einladung Folge leisten wird.

Ludwig von Ficker.

In den *'Innsbrucker Nachrichten'* (5. Jänner 1912):

Karl Kraus als Vorleser, seine eindringlich zupackende, kristallklar Glied an Glied reihende Sprachtechnik, seine Dynamik und Melodik wären schon ein Kapitel für sich. Jedes Für oder Wider über Karl Kraus müßte in einer Weise vorgebracht werden, die dem Niveau seiner geistigen Schärfe und der Schlagkraft seines Temperamentes entspräche, wenn der Beurteilende nicht selbst Gefahr laufen soll, seine eigene Inferiorität und Geringwertigkeit gegenüber dem Beurteilten zu erweisen und die Unfähigkeit zu dokumentieren, zu höheren Werten ebenbürtige Beziehungen zu gewinnen. Dieser Forderung dürfte schon subjektiv nicht so leicht zu entsprechen sein, objektiv aber scheint sie schon gar durch die zeitliche und räumliche Beschränkung eines kurzen Nachreferates nicht erfüllbar. Das will heißen: Wer Karl Kraus mit ein paar Zeilen abtun möchte, ist kaum ernst zu nehmen und darum ist es keine mühsame Gier nach Besonderheit (um damit, vielleicht stillvoll, der Eigenart des gestrigen Abends ein Referat gegenüberzustellen, das eine besondere Wendung aufweist), wenn ich im folgenden nicht über den Vortragenden selbst, sondern über das Publikum ein paar Worte anschließe, die natürlich auch wieder auf ihn ein Schlaglicht zurückwerfen. So sehr Karl Kraus vielen Wienern verhaßt ist, so weit gilt er schon als geistige Potenz und fängt bereits an — so grotesk es anmuten mag — einer respektierten Autorität ähnlich zu werden, so daß nicht wenige, die ihm Beifall zollen, damit einen äußeren Nachweis ihrer eigenen Geistesstärke zu erbringen glauben, ob sie ihn nun wirklich verstehen oder nicht. Aus dieser Angst, sich als begriffsstutzig oder unintelligent bloßzustellen, erkläre ich mir bei einem Teil des Wiener Publikums das atemlos rasche Einsetzen des Beifalls gleich nach Vollendung des letzten Wortes, was keineswegs immer echt anmutet, da kaum anzunehmen ist, daß fein pointierte Aphorismen auch wirklich im Augenblick des Hörens verstanden werden, oder daß sie den Zuhörern bereits durch eigenes Lesen geläufig sind. Hier in Innsbruck setzte der Beifall immer ein bißchen später ein, ein paar Sekunden nachhinkend, als läge dazwischen noch ein kurzes Überdenken und verstehendes Erlassen. Für seine Echtheit scheint auch die Hartnäckigkeit zu sprechen, mit der Karl Kraus immer wieder hervorgerufen wurde und eine Zugabe nach der anderen anfügen mußte, trotzdem das angekündigte Programm schon um einige Nummern erweitert worden war. Und so gestaltete sich der Abend zu einem starken Erfolg für Karl Kraus und nicht minder für unser Innsbrucker Publikum. Durch seinen reichen Beifall hat dieses Publikum sein Verständnis bekundet, durch sein zahlreiches Erscheinen das ernst zu nehmende Interesse und so erscheint auf Grund dieses zweifachen Erfolges das Unternehmen des »Brenner«, der diesen Abend veranstaltet hat, doppelt verdientlich.

K. Sch.

Ebenso in der sozialdemokratischen *'Volkszeitung'* (5. Januar). Desgleichen im *'Weckruf'*, während der *'Tiroler Wastl'* — es muß auch Wasteln in Tirol geben — zwar den außerordentlichen Erfolg zugibt, aber wegen der unnatürlichen Art des Vortrags und auch wegen des »Inhalts der verlesenen

Schriften«, die »sich nur durch ihren glänzenden Stil über Varieté—Vorträge ähnlicher oder gleicher Art erheben«, bedauert. Die klerikale Presse schwie in Vertretung des Wiener Freisinns. Dieser hatte kurz vorher die Genugtuung erlebt, daß über den letzten Wiener Abend bloß in Kopenhagen etwas zu lesen war. Leider wurde sie ihm nachträglich durch die Besprechung einer Wiener Zeitschrift getrübt. In »*Ton und Wort*« (12. Heft) hieß es:

Die Schwierigkeit, Karl Kraus zu ignorieren, wächst. Denn sein Publikum tut nicht mit, dieses Publikum, das ihm über neunhundert Köpfe stark am letzten Vorleseabend im Beethovensaal immer wieder zujubelte und durch ungestümen Beifall ihn fast eine Stunde länger als die gesetzte Zeit festhielt. Das ist eine durch kein offizielles Gazettenschweigen wegzuschaffende Tatsache. Ebenso, daß Kraus sich diesmal selbst überbot, daß man schwankte, was mehr bewundern, den schöpferischen Haß dieses Gehirnes oder die von allen rhetorischen Mätzchen freie und prachtvoll unmittelbare Art seines Vortrages, mit der er eine Reihe äußerst glücklich gewählter Stücke seines jüngsten Schaffens, die schon im Lesen von wirksamster Stärke waren, zu richtigen Erlebnissen gestaltete. Wenn es für die innerste Rechtlichkeit Karl Kraus' eines Beweises bedürfte, wer ihn damals hörte, müßte sie ihm — und wäre er auch sein erbittertster Gegner — unbedingt zugestehen. Und das bleibt ja schließlich die Hauptsache.

CS—r.

* * *

PRO DOMO ET MUNDO

In der nächsten Zeit wird das Aphorismenbuch »Pro domo et mundo« im Verlag Albert Langen, München, als der vierte Band der »Ausgewählten Schriften« erscheinen. (Diese Bezeichnung, die ursprünglich nur für eine spätere Ausgabe geplant wurde, wird schon von der im Verlag Langen erscheinenden geführt. Somit ist die Bemerkung in Nr. 274, daß »Sprüche und Widersprüche« zunächst außerhalb der Reihe der Ausgewählten Schriften erscheinen, überholt. Dieses Buch ist das zweite in der Reihe der »Ausgewählten Schriften«. Andererseits wurde die wiederholte Ankündigung von »Kultur und Presse« von dem Nichterscheinen des Werkes Lügen gestraft. Aus zwingender Rücksicht auf die Distanz des Buchlesers zur ganzen Ausgabe wurde die Sammlung dieser zum Teil schon redigierten ersten Aufsätze auf einen späteren Zeitpunkt verschoben, von dem sich die rechte Wertung gerade dieses polemischen Abschnittes leichter ergeben wird.) »Pro domo et mundo« ist 180 Seiten stark und hat sieben Abteilungen: I. Vom Weib, von der Moral. II. Von der Gesellschaft. III. Von Journalisten, Ästheten, Politikern, Psychologen, Dummköpfen und Gelehrten. IV. Vom Künstler. V. Von zwei Städten. VI. Zufälle, Einfälle. VII. Pro domo et mundo. — Bearbeitung, Komposition und Korrekturen dauerten vom August 1911 bis Mitte Januar 1912. Daß das Alte ein Neues geworden ist, muß denen, die lesen können, nicht gesagt werden. Gerade ihnen aber: daß ich einem, der nicht nur die technische Mühsal eines solchen Buches tragen half, zu Dank verpflichtet bin, dem Mitarbeiter der 'Fackel' Richard Weiß, der dem Wachstum dieses Werkes, wie früher andere Freunde, und damit den Zweifeln nahestand, die nicht müde werden, den müde zu machen, der ihrer fähig ist. Wäre aber die Autonomie des Sprachlichen vor deutschen Lesern schon besiegelt, so gäbe es eine noch bessere Lösung als das

Verständnis des verständigsten Beurteilers: von immer zwei Wegen, die von Wort zu Wort führen, beide wählen und kein Buch erscheinen lassen, sondern seine Korrekturen.

Wien

Ein Panorama von *Karl Kraus*

DIE GESELLSCHAFT

»Ein Straffall, der das Landesgericht seit Monaten beschäftigt hat, wurde gestern vor einem Erkenntnisenate zu Ende geführt ... Der Pelz verschwand am 15. Dezember 1910 gegen Mitternacht aus der Garderobe des Festsaaes im Kriegsministerium, in welchem damals ein Rout des Kriegsministers stattfand ... Am nächsten Morgen fand man in der Garderobe einen Überzieher, dessen Eigentümer offenbar den Pelz des Kommerzialrates mitgenommen hatte. In einer Tasche des Überziehers stak ein Brief an eine Dame, unterschrieben von einem Herrn mit französischem Adelstitel. Es war dies der einzige Anhaltspunkt zur Eruierung des Täters, und es gelang auch wirklich der Polizei, einige Wochen später den verschwundenen Pelz in der Wohnung des Friseurgehilfen Josef Bohacs zu finden ... Als Angeklagter hatte Bohacs zugegeben, daß er Friseurgehilfe sei, aber einen inneren Drang zum Dichten fühle. Und da ihn sein Beruf als Damenfriseur in die feinsten aristokratischen Kreise führte, habe er Gelegenheit gehabt, sein Talent zu offenbaren. Er sei zu Jours und Damenzirkeln bei der Gräfin M., der Gräfin Sch. und anderen Aristokratinnen geladen gewesen, wo er Theaterstücke aus seiner Feder vorlas. — Präs.: Aber wie kamen Sie zu dem Pelz des Kommerzialrates Sch.? — Angekl.: Durch meinen Verkehr in diesen Kreisen lernte ich auch vornehme Herren kennen, und ein Offizier lud mich ein, den Rout beim Kriegsminister zu besuchen. Ich wartete vor dem Tor, als der Offizier aber nicht kam, ging ich hinauf. — Präs.: Ließ man Sie denn ohneweiters ein? — Angekl.: Es wurden keine Eintrittskarten verlangt, es waren ja nur geladene Gäste. — Der Angeklagte erzählte nun, daß er sich auf dem Rout sehr gut unterhielt, und namentlich dem Champagnerbuffet, in welchem liebenswürdige junge Damen die Honneurs machten, eifrig zusprach, so daß er auch von Leidenschaft für eine der anwesenden jungen Damen erfüllt wurde. Als er nun, vom Rausche des Weins und der Liebe erfaßt, einer jungen Dame, die das Fest verließ, nacheilte, habe ihm nächst der Garderobe ein Feuerwehmann in einen Überrock geholfen. Erst am Morgen entdeckte er, daß dies ein Pelz war, der nicht ihm gehörte. Er sei noch im Laufe des Tages zum Portier des Kriegsministeriums gegangen und habe sich erkundigt, wem der Pelz gehöre, doch erhielt er keine Auskunft ... Präs.: Wie kommen Sie zu Visitenkarten mit dem französischen Adelstitel? — Angekl.: Meine Gönnerinnen hatten mir geraten, ein Pseudonym zu wählen, um leichter Zutritt in ihre Zirkel zu erhalten, ohne beim Portier aufzufallen ... In der gestrigen Fortsetzung des Prozesses berief Bohacs sich erregt darauf, daß sein Vater ein gutsituierter Mann sei und daß ihm, der im Hause von angesehenen Gräfinnen verkehrte, eine so niedrige Handlung nicht zuzumuten sei. Ein Antrag des Verteidigers, jede einzelne der aristokratischen Damen, bei denen Bohacs verkehrte, als Zeuginnen über seinen Charakter vorzuladen, wurde von dem Gerichtshofe als irrelevant abgelehnt ... Die Feuerwehrmänner, die den Dienst in der Garderobe versahen, er-

klärten, es könne niemand dem Angeklagten den Pelz gereicht haben und er müsse ihn selbst genommen haben. Der Gerichtshof sprach Bohacs in Betreff des Diebstahls frei, verurteilte ihn jedoch wegen Betruges zu einem Monat strengen Arrests.

DER RUHM

»Ein Rückblick, der die verflössenen 50 Jahre in Betracht zieht und der für Wien ersprießlichen Geschehnisse gedenkt, wäre unvollkommen, würde er sich nicht auch mit einem Manne befassen, der im Laufe dieser großen Spanne Zeit sich besondere Verdienste um die Stadt erworben hat. Wird der Chronist einmal darangehen, die Männer der letzten Jahrzehnte in Betracht zu ziehen, so wird man unbedingt bei der Person des Herrn Ludwig Riedl halt machen müssen, Er selbst will nichts anderes von sich gelten lassen, als den treuen, guten, echten Wiener von altem Schlag, dem seine Vaterstadt und sein Land über alles gehen.

Nennt man das Wahrzeichen unserer Stadt, den Stephansdom, der den aus der Ferne Heimkehrenden grüßt, so muß man unwillkürlich des Mannes gedenken, der dem stolzen Dom benachbart haust und wie der »Stock im Eisen« untrennbar ist von jenem alten Wien, das heute leider nicht mehr allzu stark erhalten ist. Man nennt ihn nur den »Cafétier vom Stephansplatz«; unter diesem Namen kennt ihn ganz Wien und in der Welt draußen ist sein Renommee genau so groß wie bei uns daheim. Ludwig Riedl hat man's nicht an der Wiege gesungen, daß er dereinst berufen sein wird, zu jenen Männern zu zählen, die in das Gefüge dieser Stadt durch ihr Temperament, ihren Biedersinn, ihren Patriotismus, aber auch durch ihren ausgesprochenen Wohltätigkeitssinn eingreifen werden. Er hat von der Pike auf gedient, hat sich die Mittel für das große, am Kontinent in seiner mit Eleganz vereinten Wiener Note einzig dastehende Lokal am Stephansplatz selbst erworben und ruhte nicht, rastlos vorwärts strebend, bis er sein Café, das Café de l'Europe, zu einer so großen, für das vornehme Wiener Gesellschaftsleben unentbehrlichen Institution machte.

Ehe wir an eine Schilderung des Aufschwunges und der stetigen Vergrößerungen des Café de l'Europe schreiten, müssen wir erst eine Silhouette des Mannes zeichnen, der so Großes leisten konnte. Ludwig Riedl ist der Typus des Wiener Patriziers. Sein Geschäft geht ihm über alles, betritt er sein Lokal, dann will er nichts anderes sein, als der Kaffeesieder, dem das Wohl seiner Gäste am Herzen liegt. Hat er aber sein Lokal verlassen, dann ist Ludwig Riedl der Wiener Grandseigneur, der mit warmem Herzen durch die Straßen geht und sein ganzes Sinnen seiner Vaterstadt zuwendet. Er betätigt sich aber nicht nur mit dem Wort, er ist auch der Mann der Tat. Sein stolzestes Werk ist die Verwirklichung des Monuments der Kaiserin Elisabeth, das Kunde gebend von der Liebe der Wiener für die verewigte Kaiserin, sich im Volksgarten erhebt, und nicht nur von hohem Kunstwert ist, sondern auch Zeugnis ablegt von der Treue und Opferwilligkeit der Wiener, denen die Landesmutter, die unvergeßliche Fürstin, niemals aus der Erinnerung schwinden wird.

Ganz still setzt sich Riedl an die Spitze von wohltätigen Institutionen, er trocknet die Tränen der Unglücklichen, und wenn sein Zweck erreicht ist, dann genügt ihm das; dann will er keinen anderen Dank als den, den die Tat selbst gewährt. Ludwig Riedl zählt zweifellos zu den populärsten Wiener Erscheinungen, jedes Kind kennt ihn auf der Straße, er hat die Gemütlichkeit, aber auch den Humor und die »Reschen« der alten Wiener. Kein Zug ist an ihm unwienerisch. Er ist ein Freund der frohen Feste, er sieht gern frohe Gesichter um sich, und wenns recht gemütlich ist, dann ergreift er das Wort und zieht die Runde durch seinen tref-fenden Ausdruck, durch das Kernige seines Wesens in seinen Bann. Die Aristokratie, die Spitzen der Behörden, Exzellenzen, Minister und Künstler haben wiederholt den Anlaß ergriffen, Ludwig Riedl ihrer Sympathie zu versichern. Allbekannt ist Riedls tiefe, echt religiöse Empfindung. Und besonders ist es ein Name, der anfeuernd auf ihn wirkt, der sein Herz erhebt und seine Pulse höher schlagen läßt. Es ist der Name der Kaiserin Elisabeth. Für ihr Andenken ist er unermüdlich tätig, und durch seinen Patriotismus reißt er alle mit, ob's jetzt dem Kirchlein auf dem Schneeberg gilt oder dem stolzen Monument oder irgendeinem stillen Gedenktag. Eine solche Vereinigung von Herz, Gemüt und echtem Edelsinn ist es, die die Spitzen des Reiches schon wiederholt veranlaßt hat, Ludwig Riedl das stolzeste Lobeswort zu sagen, das es für diesen Menschen gibt: Ein Bürger, auf den seine Vaterstadt stolz sein kann.

Das Café de l'Europe war natürlich nicht von allem Anfang an das, was es heute ist, der Zusammenkunftsort der vornehmen Welt, der Mittelpunkt des Fremdenstroms, der sich durch Wien ergießt. Mag der Fremde in welchem Hotel immer abgestiegen sein, mag er welcher Nationalität immer angehören, es ist selbstverständlich, daß er sich bei einem Spaziergang durch die Stadt auch im Café de l'Europe einfindet, wo er sicher ist, Menschen aus aller Herren Länder zu begegnen. Das Lokal wurde von Ludwig Riedl aus kleinen Anfängen zu einem Lokal von weltstädtischer Bedeutung gehoben. Immer mächtiger strebte es seiner Vervollkommnung entgegen, immer mehr dehnten sich die Räume, immer größer wurde der Komfort, bis das Café endlich durch den vor Jahresfrist erfolgten Zubau im ersten Stock sich in seiner heutigen vollkommenen Gestalt präsentiert.

Welch wunderbares großstädtisches Bild, wenn an einem Sonntag Nachmittag die ganze vornehme Welt sich im Café de l'Europe trifft, alle Räume bis auf den letzten Platz besetzt sind, und im ersten Stock des Kaffeehauses die eleganten Besucherinnen herniederblicken auf den Stephansplatzkorso. Oder gar nach einem Ballfest! Da gibt es keine Patronesse, keinen eleganten Domino, keinen Kavalier, der einen angebrochenen Ballabend als abgeschlossenen bezeichnen würde, ehe er nicht im Café de l'Europe gewesen ist.

Nebst der Person des populären Kaffeesieders ist es auch die treffliche Direktion des Kaffeehauses, die dem Gast den Besuch dieses Cafés so angenehm macht; es geht alles am Schnürchen, der größte Andrang findet hier durch die meisterhafte Kaffeehausleitung befriedigende Lösung.

Ludwig Riedl ist natürlich nicht müde, er ruht nicht etwa auf seinen Lorbeeren, er reist fleißig in der Welt herum, besieht sich alles genau, kennt Deutschland und Frankreich so gut wie England und die Riviera und hat an allen Orten Studien gemacht, um die Erfahrungen seiner Auslandsreisen in Wien zu verwerten. Freilich, viel hat er nicht lernen können, denn wo Riedl auch hinkam, überall wurde er als »Cafétier vom Stephansplatz« gefeiert, überall hat er den Ruf der Wiener Cafétiers hingetragen.

Die Erscheinung Riedls, sein fesches, ungezwungenes Wiener Wesen, seine Beliebtheit in allen Kreisen der Gesellschaft, das alles macht ihn bei festlichen Ereignissen, bei denen das Bürgertum hervortritt, bei Bällen in Komitees und Wohltätigkeitsveranstaltungen zu einem unentbehrlichen Faktor im Leben der Stadt, die ihm die Liebe und Zuneigung, die er ihr seit Jugendtagen entgegenbringt, zehntausendfach vergilt. Und so findet man es gewiß begreiflich, daß seine zahllosen Freunde schon jetzt sich rüsten, um das im März 1912 stattfindende fünfundzwanzigjährige Geschäftsjubiläum dieses echten und treuen Bürgers würdig zu begehen.«

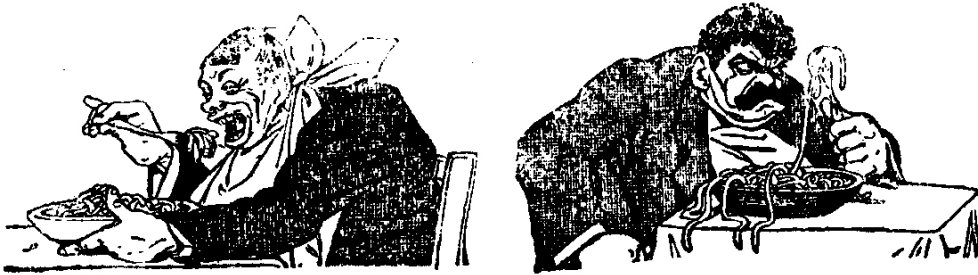
DIE LIEBE

»Ja, so ein Hüpfen,
Ja, so daneben,
Das würzt das Leben
Na eben, eben —
Und hüpfst du einmal —
Zum Rendezvous —
Dann hüpfst du, hüpfst du, hüpfst du, hüpfst du,
Hüpfst du immerzu!«

DER KORSO

» ... und kaum zwanzig Meter hinter ihm läuft ein Kellner und brüllt: 'Aufhalten! Aufhalten!' Im Nu staut sich die Menschenmenge, alles drängt dem Flüchtling nach, und bevor noch eine Sekunde vergangen ist, hat man ihn schon. Zehn, zwanzig Menschen werfen sich ihm in den Weg, und schon hält ihn ein Wachmann am Arm, um ihn zum Polizeikommissariat zu führen. Eine dichte Menschenmenge folgt. Mit fliegendem Atem erzählt der Kellner: 'A so a Fallott, a so a hundsmiserablicher. Mir haben uns eh glei denkt, daß der sich drucken will. Den Rock hat er net auszog'n, und g'schlickt hat er wie net g'scheit. A Gollasch, an Kas und Stucker vier Hausbrot hat er g'fressen. Das Seidl Bier hat er stehn lassen. Und nachher is er mit an Ruck draußen g'wesen. A so a Fallott! ...'«

DIE REKLAME



DIE HEILIGE NACHT

»Am Weihnachtsabend ist in Wien ein Totschlag begangen worden. In einem Gasthaus in der Gumpendorferstraße saßen der 21 jährige Tischlergehilfe Thomas Kalovszky, Rudolfsheim, Sechshauerstraße Nr. 74 wohnhaft, und sein Freund, der 18jährige Tischlergehilfe Anton Lanik, Rudolfsheim, Hollergasse Nr. 13 wohnhaft, in größerer Gesellschaft. Die jungen Leute hatten den heiligen Abend im Wirtshaus verbracht und getrunken. Sie hatten sich dabei nach ihrer Art unterhalten. Anfangs ging es harmlos zu. Dann hat jemand die Wette vorgeschlagen, ob man imstande sei, fünfzehn Stück Zervelatwürste auf einem Sitz zu verzehren. Kalovszky versicherte, er könne es, und Lanik meinte, daß er es nicht imstande sei. Es wurde eine Wette proponiert, und man beschloß, um 25 Liter Bier zu wetten, daß Kalovszky die Würste nicht verzehren könne. Kalovszky begann die Würste zu essen. Eine nach der anderen verschwand in seinem Mund. Es dauerte geraume Zeit, bis endlich auch die letzte der fünfzehn Würste hinuntergeschlungen war. Er erhielt allgemeinen Beifall. Nun sollte Lanik die 25 Liter Bier zahlen. Dazu hätte er sich verstanden. Wegen Bezahlung der Würste entspann sich aber ein Streit. Kalovszky behauptete, Lanik müsse für die Würste aufkommen; Lanik behauptete aber, daß er wohl die Wette, aber nicht die Würste zu bezahlen habe. Der anfänglich scherzhaft geführte Streit wurde immer erbitterter, und schließlich forderte Kalovszky den Lanik auf, mit ihm hinauszugehen, um dort die Angelegenheit auszutragen. Lanik war sofort bereit. Beide traten auf die Straße. Dort begannen sie sofort zu raufen. Kalovszky zog als erster sein Messer und führte gegen Lanik einen Stich, der aber fehlging. Nun zog Lanik ein dolchartiges Messer und stieß es dem Freund wuchtig in die linke Brustseite. Kalovszky stürzte sofort bewußtlos zusammen. Lanik flüchtete gleich nach der Tat. Aus dem Gasthaus kamen Leute, Passanten sammelten sich an. Man rief nach der Polizei und nach einem Arzt. In Strömen rann das Blut aus der Todeswunde. Die Rettungs—Gesellschaft entsendete eine Ambulanz mit Inspektionsarzt Dr. Lindenbaum. Der Arzt verband den Bewußtlosen und brachte ihn ins Sophienspital. Dort ist Kalovszky bald nach erfolgter Aufnahme gestorben. Noch im Laufe der Christnacht wurde Lanik von einem Sicherheitswachmann in seiner

Wohnung, Hollergasse 13, verhaftet. Er war ruhig im Bette gelegen und hatte geschlafen.«



VISION VOM WAGENTÜRLAUFMACHER

Und sie lebten vom Gruß. Ein Volk von Wagentürlaufmachern, das ich aber nicht, wie jene tristen Antiösterreicher, wegen seiner Unfreiheit hasse, sondern wegen meiner Freiheit. Allerwärts sprang einer aus dem Boden, den man nicht brauchen konnte und der darum den Hut zog. Fuhr ich, so lief einer nach; denn ich fuhr und er hatte den Schlag noch nicht geöffnet. War weit und breit kein Wagen zu sehen, so war ein Mann, der öffnete. Er muß von fernher gekommen sein, atemlos, aber er hatte geahnt, daß ich ihn nicht werde brauchen können, und erschien wie der Blitz. Nein, das Pflaster hatte ihn ausgespieen. Es ist unbegreiflich. Er entstand vor meinen Augen, hier war er noch nicht und hier ist er schon. So tanzt er vor mir her und macht ohne Dank die Gebärde, als ob er auf eine Klinke drückte. Sie ist ihm Unterpfand seiner Hoffnung und alles. Ich fasse die unsichtbare Klinke und wehre mich mit Geistesgegenwart. Ein betrunkenener Kutscher muß mich dorthin geführt haben, wohin ich nicht sollte. Er ist mit Dem im Bunde, der von der Klinke nicht läßt. Jetzt klirrt ein Fenster, die Klinke bleibt, an ihr eine Hand, an ihr ein Mann, der mit der andern Hand unaufhörlich eine Mütze zieht. Er wird nicht müde, denn er wechselt ab. Er erklärt sich zu Überstunden bereit. Nun halte ich einen Leichenwagen an und frage, ob er frei sei. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich — oh letzter Gruß!

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Taboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**